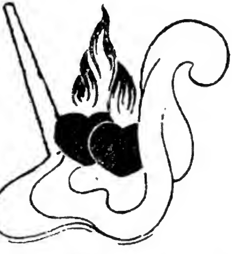
Brausewetter

Das neue Glück und manches andere



H F

Verlag Georg Westermann
Braunschweig

Das neue Glück
und manches andere

Von

Artur Brausewetter

Zweite Auflage

Georg Westermann
Braunschweig, Berlin, Hamburg

Druck von Georg Westermann in Braunschweig

Inhalt

Abhandlungen und Betrachtungen

Seite

Skizzen und Erzählungen

Das Recht auf Freude

Recht auf Freude — das wäre ein Widerspruch in dieser Zeit? Nein, es ist kein Widerspruch. Denn tief eingeboren ist dem Menschen der Drang nach Freude. Und nie forderte er so seine Rechte als in den Zeiten, da schwere Schwüle auf dem Menschengeschlechte lastete und Not und Tod durch die Welt gingen. Der Tod ist der rechte Freudenwecker, das ist das Wunderbare. Man braucht nur an die Zeiten der Französischen Revolution zu denken, wo sich die Verurteilten, mitten im fröhlichen Tanze zur Guillotine abgeholt, durch den Eintritt des Henkers in ihrem Vergnügen nicht stören ließen. Oder an unsere Soldaten da draußen, die angesichts des Todes lachen und lustig sein konnten, ja, die den entrinnenden Augenblick um so lebenshungernder festhielten, je näher der Tod winkte.

Und heute? Heiß und stürmend äußert sich auch heute noch der Drang nach Freude. Er allein erklärt, was sonst unerklärlich bleiben müßte: den starken Besuch aller Theater, Konzerte, Lichtspielhäuser und Kaffees. In allen Städten ist es dasselbe Bild, und alles Verwundern und Schelten ändert es nicht. So gebietend ist dieser Freudendrang, daß er sich über Empfindungen und natürliche Rücksichten gegen Andersfühlende, gegen Schwerbetroffene, ja gegen das ganze schwere Leid der Zeit skrupellos hinwegsetzt. Es ist, als hätte die ganze Menschheit in dieser Zeit ein heißer, wilder Taumel erfaßt.

Etwas der Menschenseele so Eingeborenes muß nun wohl seine Berechtigung haben. Und so ist es: wir haben ein Recht auf Freude. Nur daß wir uns in ihrer Form und Gestaltung so leicht vergreifen, daß wir sie in allerlei Dingen und äußeren Veranstaltungen suchen, die vielleicht betäuben, aber nie erquicken, daß wir eins

vergessen: daß Freude etwas Innerliches, etwas aus der Seele Strömendes ist. Die Freude ist dem Frieden verwandt und kann nur da gedeihen, wo wahrer Frieden ist, d. h. wo der Mensch im Einklang mit sich selber ist. Freude ist kein Kämpfen und Begehren, nicht einmal ein Wollen und Suchen. Freude ist ein Ruhen und Geborgensein, ein Finden und im Gefundenen glücklich sein. Mag der Mensch auch ein immer Werdender, ein immer Suchender sein, es gibt und muß Augenblicke geben, wo wir Rast machen auf der unaufhörlichen Wanderung, wo wir ausruhen vom unablässigen Suchen in der Sonne des Erworbenen. Das sind die Feierstunden des Lebens. Der Hirte, der das verirrte Schaf, das Weib in der Heiligen Schrift, das nach langem Suchen ihren verlorenen Groschen, der Vater, der nach dem schmerzlichen Harren und Sehnen vieler Jahre den verlorenen Sohn wiederfindet — die wissen, was Freude ist.

Drei Felder gibt es, auf denen die Freude wächst. Sie heißen Natur, Handeln, Leiden.

Die Natur ist das erste. Nie fühlen wir es wie jetzt. Welch eine Welt von Glück und Geborgenheit schließt in dieser Zeit des ewigen Ringens, Leidens, Sterbens ein still einsamer Waldeswinkel, eine belaubte Insel, ein rieselnder Bach in sich! Es braucht gar nichts Großartiges, Erhabenes zu sein, wie wir es früher in der Abspannung unserer Nerven suchten: die gewaltigen Schneeberge oder das ewige Meer. Ein Weg durch sonnenbeschienene Felder, durch wogende Saat und blühende Wiesen, je kleiner und enger sich schlängelnd, je unmittelbarer am Herzen der schaffenden Natur — um so schöner! Hier ist der Frieden und die Stille, die wir nirgend sonst in der Welt finden, hier die hehre, feiernde, beruhigend köstliche Einsamkeit, in die kein Laut der aufgeregten Zeit dringt. Hier finden wir uns selber, hier unseren Gott wieder — auch wenn wir glaubten, wir hätten ihn längst verloren.

Aber auch Handeln ist Freude. Nicht jenes angestrengte, aufreibende Handeln, das wie hetzende Peitsche treibt und stachelt.

Auch jenes nagende, sich plagende nicht, das dem äußeren Pflichtgebot, dem unerbittlichen Muß entspringt. Freude kann ich nur aus der Handlung empfinden, die aus meiner eigenen Seele entspringt, die meinem Wollen, meinem Charakter gemäß ist. Freude, hat bereits Aristoteles sehr fein gelehrt, ist nichts anderes als die höchstmögliche Kraftentwicklung gemäß unserer eigenen Wesensart. Je wirksamer nach seiner Eigenart ein Wesen ist, desto mehr Freude empfindet es.

Darum gibt es nur eine Kunst und eine Kraft des Handelns. Sie besteht darin, daß wir das harte, unerbittliche Sollen in ein freies, frohes Wollen verwandeln. Wir müssen uns innerlich selbst befreien, das ist es. Äußere Gebote in innere, gebietende Pflichten in freudige Neigungen zu verwandeln, das ist die einzig fruchtbare Philosophie dieser Zeit. Nur wo Freiheit und Freude ist, können schwere Pflichten erfüllt, große Taten getan werden. Denn was nützt alle Größe der Zeit, wenn sie nicht auch große Menschen findet? Wer aber ist groß? Der sich ins Schrankenlose, Unermeßliche verliert, Gedanken und Ziele plant, die auszuführen ihm nachher unmöglich sind? Groß kann nur der genannt werden, der innerhalb der ihm gesteckten Grenzen und Möglichkeiten sein Ziel sich setzt und dies im starken Bewußtsein der Erreichbarkeit mit ungebeugter Energie und durch nichts zu erschütternden Willen verfolgt, der, was er tut, mit Hingabe seines ganzen Ich der Sache halber tut. So wird groß und deutsch sein eins. Unser Sollen und Wollen, unser Verzichten zum Gewinnen gestalten, das heißt Freude in sein Dasein hineintragen, heißt das Leben einsetzen, um es zu gewinnen. Wer muß, der ist der Knecht; wer will, der ist der Herr des Lebens.

Das dritte Feld, aus dem die Freude erblüht, ist das Leid. Das hört sich abermals wie ein Widerspruch an, ist aber wieder keiner. Man könnte vielmehr sagen: Die aus dem Leid entspringende Freude ist die größte und edelste.

Denn was Schöneres gibt es für einen Menschen, als wenn er sich in stiller Seele sagen kann: Ich bin gewachsen? Es gibt

ein Leid, das unfruchtbar ist, indem es den Menschen verhärtet und verstockt. Es gibt ein anderes, das fruchtbar ist, indem es ihn hebt und fördert. Fruchtbares Leid schließt das Höchste ein, was es für ein Menschenleben gibt: Läuterung. Erst die bitteren Tage machen offenbar, was ein Mensch ist, und was an ihm dran ist. Sie stählen seinen Charakter, sie weiten sein Herz zum Verständnis für das Unglück anderer und ihre seelischen Bedürfnisse, machen ihn mitteilsam und opferbereit und wecken ihn auch dadurch zu der Höhe jener Freude, die wir am reichsten dann empfinden, wenn wir sie einem anderen bereiten können. „Freude ist die Leidenschaft, durch die wir besser werden", hat einmal Heinrich von Stein gesagt. „Soviel du dir und anderen Freude stiehlst und verdirbst, daran tust du Sünde."

Wir haben nicht nur ein Recht auf Freude, sondern zugleich eine Pflicht zur Freude. Diese auch in dunklen Tagen erfüllen heißt uns jenes nicht nehmen lassen. Denn ohne Freude können wir so wenig gedeihen wie die Pflanze ohne Sonnenschein. So ist Freude Selbsterhaltungspflicht. „Ich kämpfe grundsätzlich in mir gegen jede düstere Ansicht der Zukunft, wenn ich ihrer auch nicht immer Herr werde," äußert sich der junge Bismarck zu seiner Braut, „ich bemühe mich, zu hoffen, unter allen Umständen das Beste." Und der alte Goethe schreibt aus der Erfahrung eines reichen Lebens heraus im Jahre 1827 an Rauch: „Es scheint, daß die menschliche Natur eine völlige Resignation nicht allzu lange ertragen kann. Die Hoffnung muß wieder eintreten, und dann kommt auch sogleich die Tätigkeit wieder, durch welche, wenn man es genau besieht, die Hoffnung in jedem Augenblick realisiert wird."

Die Grundpfeiler des neuen Deutschland

„Alles fließt". Nie ist uns die Gewalt dieses Wortes so vor Augen geführt wie in der Zeit, die wir jetzt durchleben. Eigentlich ist es jetzt kaum möglich, irgend etwas zu schreiben; denn was heute gesagt wird, ist morgen durch die sich überstürzenden Ereignisse längst veraltet. Eins nur bleibt bestehen: die völlige Umgestaltung alles dessen, was einmal war. Noch sind wir nicht so recht fähig, alles das zu verstehen, noch fassen wir uns an die Stirn und fragen uns: Ist es möglich, daß das einmal so stolz blühende Deutschland einen solchen Waffenstillstand von übermütigen Feinden sich diktieren lassen, das sich einem Frieden auf Gnade und Ungnade ausliefern mußte?

Aber schließlich findet sich der Mensch dieser fiebernden Zeit auch in das Unglaubliche und lernt die Kunst, sich über nichts mehr zu wundern, lernt sich fügen in der Erkenntnis, daß dieser jähe Wechsel aller Dinge zuletzt wohl auch Gottes Wille gewesen sein muß, da er ihn selber nicht aufhält und auch der menschlichen Kraft und Weisheit nicht die Macht verliehen hat, ihn zu verhindern.

Auch der Glaube an das große Wunder, der, als die ersten Kunden von unserem Niedergang da draußen in das Volk drangen, die Menschheit wie ein stürmendes Rufen an die verschlossenen Tore Gottes ergriff, fängt an, nüchternere Gestalt zu erhalten. Die Gottesoffenbarung, auf die wir harren, das Wunder, das wir erflehen, wird nicht mehr in äußerer Gestalt gesucht. Das Wunder, das wir erwarten, kann nur innerlicher Art sein. Nur aus dem Geiste der Menschen heraus kann es geboren werden.

Das wäre das Wunder, das große, dem wir entgegensehen, auf das wir hoffen: Wenn jetzt nach diesem furchtbaren Kriege und seinem demütigenden Abschlusse jene Läuterung der Herzen einträte,

die wir vom Kriege erwartet und die dieser nicht gebracht. Wenn die Menschen jetzt endlich, anstatt alles Heil und Glück lediglich in äußeren ewig steigenden, ewig fallenden Dingen zu suchen, bei sich Einkehr hielten und ihr Glück und ihre Ruhe in ihrem eignen Inneren, in der Reinheit ihres Gewissens und der Selbstlosigkeit ihrer Tat suchten und fänden. „Es kann sein," schreibt Schleiermacher am 23. November 1806, „daß unserm Volke noch größere Demütigungen bevorstehen, wenn nur statt dieser äußeren Macht eine innere sich zeigt; wenn nur Eintracht und Treue immer mehr die Oberhand gewinnen; wenn wir nur standhaft fortfahren, zu zeigen, daß es unter uns etwas Heiliges gibt, worauf wir unverbrüchlich halten, daß wir noch immer das männliche Volk sind, dessen schönster Beruf es immer gewesen ist, die Freiheit des Geistes und die Rechte des Gewissens zu beschützen."

Worin soll und kann nun solche innere Läuterung bestehen?

Darin, daß wir, mag noch so vieles weichen und wanken, an den Grundpfeilern nicht rütteln und rühren, die den Bau unsers Vaterlandes halten, die allein den Wiederaufbau tragen, an dem wir mit allen Kräften des Leibes und der Seele arbeiten wollen.

Und diese Grundpfeiler?

Es gibt eine Geschichte in der Heiligen Schrift, die vielleicht am allerbesten auf diese Frage Antwort gibt, denn sie zeigt an einem mit ganz knappen Strichen gezeichneten Charakterbilde, was dem Menschen unserer Tage not tut. Fern von aller Äußerlichkeit und Dogmatik offenbart sie einen Glauben von rein kindlicher und zugleich fest männlicher Art.

Ein schlichter Vorgang und ein schlichter Mann stehen in ihrem Mittelpunkt. Ein Hauptmann, der zu Christus tritt und ihn bittet, seinen Knecht gesund zu machen. Und Christus erfüllt seine Bitte. Das ist alles.

Dieser Hauptmann ist ein Befehlshaber, vermutlich der Höchstkommandierende in Kapernaum, ein Offizier im Dienste des Königs Herodes Antipas, ein Mann, der in hohen Ehren und Ansehen steht. Der kümmert sich nicht um das, was seine aufgeklärten Lands-

leute, was seine Vorgesetzten und Untergebenen zu diesem Schritte sagen, der geht zu dem in den Kreisen der Angesehenen und Führenden wenig geachteten Rabbiner, Rettung und Hilfe in höchster Not von ihm zu erflehen.

Dazu gehörte männlicher Mut. Männlicher Mut ist es, der uns heute not tut. Es ist nicht nur kein Kunststück, es ist menschlich verständlich, wenn jetzt auch die die Köpfe hängen lassen, die bisher den kühnsten Optimismus, die verwegensten Zukunftshoffnungen gehegt. Aber sich jetzt emporraffen, die Dinge sehen, wie sie sind, klar, stark, nüchtern, nicht untätig klagend im Vergangeuen sich verlieren, nicht der und jener Ansicht alle Verantwortung in die Schuhe schieben, sondern stark und fest den Posten ausfüllen, auf den man gestellt ist, ruhig und unbeirrt um Meinungen und Richtungen den Weg gleich dem Hauptmann von Kapernaum gehen, der einem der richtige erscheint, auf ihm beharren, auch wenn andre uns von ihm abziehen wollen, das ist männlicher Mut. Wenn alle, wenn nur die meisten so denken, dann wäre uns geholfen in aller Not. Mag es äußerlich noch so ernst und schwer um uns bestellt sein, in uns selber, in unserm Wollen und Tun liegen unsers Schicksals Sterne beschlossen. Ob sie untergehen oder verheißend wieder leuchten werden, das ist, Gott sei Dank, nicht in die Hände unsrer Feinde, sondern in unsre eignen gelegt. Das allein schon sollte uns Mut geben, unser Los auf uns selbst zu nehmen. Wahrer als je ist Goethes Ansicht heute geworden, daß sich kein Mensch durch Betrachten kennenlernt, sondern nur durch Handeln. Versuche, deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir dran ist. Je mehr aber die Dinge um uns weichen und wanken, um so mehr heißt es, stark und still seine Pflicht zu tun, ja seine Kräfte zu verdoppeln, weil es die Zeit von uns fordert. Gerade heute inmitten von Stürmen, die uns umbrausen, feststehen und unbeirrt das Seine zu tun, ist Männlichkeit und Mut. „Was werden will, ist dunkel," sagt E. M. Arndt; „wie die Welt sich wieder gestalten wird, ist verborgen. Aber was geschehen muß, ist hell, und was wir tun müssen, ist keinem verborgen. Das übrige

wird Gott richten." — Seine innere Ruhe wahren, ohne nach rechts und links zu sehen, den Weg gehen, der einem der rechte scheint, unerschütterlichen Vertrauens an den Helfer in der Not sich wenden, mögen ihm andere den Rücken kehren, gerade wenn man seiner am meisten bedarf, das heißt den männlichen Mut des Hauptmanns von Kapernaum haben.

Zu diesem Mut tritt etwas anderes, ohne das männlicher Mut nie gedacht werden kann: die Demut. Beide sind organisch miteinander verbunden, eins quillt aus dem anderen, eins stärkt und befruchtet das andere.

„Herr, er ist's wert, daß du ihm dies bezeigest," sagen die Ältesten bei Lukas von dem Hauptmann. Und er selber? „Herr, ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehst." Nur aus der Demut des Herzens ist alles Große entstanden. Martin Luther war in der Tiefe seiner Seele so demütig wie Bismarck und Hindenburg. Die Demut zeigt sich aber in erster Reihe darin, daß man sich auch den schweren Tagen, den Leiden beugt, die einem verordnet sind. Was uns heute bleibt, ist doch nur eins: mit Würde und Größe uns in das zu fügen, was uns verordnet ist. Alles audere, alles Klagen und Zagen und anderen Vorwürfe machen, ist jetzt vom größten Übel. „Tief verächtlich machen wir uns dem Auslande," sagt einmal Fichte, „wenn wir vor den Ohren desselben uns, einer den anderen, deutsche Stämme, Stände, Personen, über unser gemeinsames Schicksal anklagen und einander gegenseitige bittere und leidenschaftliche Vorwürfe machen. Diese gegenseitigen Vorwürfe sind, sowie sie ungerecht sind und unnütz, zugleich äußerst unklug und müssen uns tief herabsetzen in den Augen des Auslands, dem wir zum Überflusse die Kunde derselben auf alle Weise erleichtern und aufdringen." Das ist vielleicht die allergrößte Kunst: mit männlicher Demut das schwere Schicksal seines Vaterlandes tragen, mit männlichem Mute an seiner Aufrichtung arbeiten.

Dazu gehört der Glaube. „Herr, sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund!" Wenn unser Vaterland heute aus tausend

Wunden blutet, nichts kann es zur Genesung führen als der Glaube. Er allein verleiht in allen Stürmen jenen Gleichmut der Seele, der sich weder durch Menschen noch durch Verhältnisse erschüttern läßt, der von der Notwendigkeit allen Geschehens überzeugt, das Seine gewissenhaft tut, den Erfolg aber in Gottes Hand stellt. Jener Glaube ist es, der nicht nur an das Vaterland und seine Größe glaubt, mögen es auch Nacht und Wolken verdunkeln, der sich vielmehr mit seinem ganzen Sein diesem Vaterlande hingibt. Denn Glauben ist immer ein Hingeben, auch des letzten, wenn es sein muß. Nur aus solchem unverbrüchlichen Glauben, aus solcher freudig freien Hingabe kann die Tat entstehen. Allein der Glaube an sich und die Güte ihrer Sache schafft die Helden und die Märtyrer zugleich. Mehr aber als alles dies: der Glaube an einen Gott, der trotz aller scheinbaren Willen im Regimente sitzt und sich dies nicht nehmen läßt. Nur wer ihn hat, der wird die Stunde bereit und stark finden, der wird durch die Wolken die Sonne leuchten, in dem Niedergang den Aufgang aus der Höhe sehen. Ob wir diesen Glauben haben, ob wir aus seiner Kraft heraus handeln können, das ist die entscheidende Frage dieser Zeit. „Nicht begnadigt wünsch' ich zu sein wie ein Paulus; nicht die Huld begehr' ich, die des Petrus Teil war; heiß nur fleh' ich: Wie an dem Kreuz, dem Schächer, also vergib mir!" das war die Grabschrift, die sich Kopernikus ausgebeten.

Ein solcher Glaube hilft dem Menschen, seine Bestimmung in der Welt zu erkennen und zu erfüllen. Und wie es überhaupt keine menschliche Tätigkeit von wahrhaft geistiger Bedeutnng gibt, die nicht in einer mehr oder minder bewußten Beziehung zu Gott und göttlichen Dingen ihren Ursprung hat, so läßt sich eine große, des Namens würdige Nation, so hat Leopold v. Ranke in seiner deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation geurteilt, nicht denken, deren politisches Leben nicht von religiösen Zielen angeregt und erhoben würde. Ohne diesen Glauben kann uns heute keine noch so weise Politik oder soziale Tätigkeit den verlorenen Platz in der Geschichte der Völker zurückerobern. Und hungert diese unsere

gedrückte und gequälte Zeit mehr als jede andere nach der erweckenden Persönlichkeit, so wird auch sie von solchem Glauben durchdrungen sein müssen, denn eine große Wahrheit liegt in Goethes Wort, daß die Menschen nur so lange produktiv sind, als sie noch religiös sind; dann werden sie bloß nachahmend und wiederholend. Glaube an dich, glaube an dein Vaterland, glaube an Gott! Das allein ist rettende Weisheit.

Und alles dies verdichtet sich zu einem Glauben: zu dem an das Leben. An ein Leben, das allen Untergang und Tod überdauert. Nichts verdrießt mich mehr, empört mich heißer, als wenn man jetzt immer sagt, daß alle die vergeblich gestorben sind, die ihr verheißungsvolles Dasein dem Vaterlande zum Opfer gebracht haben. Haben sie nicht das Größte getan, was von einem Menschen getan werden kann: ihren Beruf treu bis in den Tod erfüllt? Von wem von uns allen wird man das einmal sagen können? Wohl ihnen, die ihr Leben für das Höchste eingesetzt haben! Ob sich dies Höchste nun in der von uns gewünschten und erhofften Weise realisiert hat, ist eine Sache für sich, die von der Größe ihres Opfers nicht das geringste nehmen kann. Und ob aus ihrem Tode und Heldentum nicht einmal die Saat aufkeimen wird, die Deutschland wieder stark und groß macht, das werden spätere Zeiten lehren, spätere Geschlechter beurteilen. Das Totenfest, das wir jetzt besonders bedeutungsvoll feiern, erhält durch ihre Opfer eine nie dagewesene Bedeutung, zeigt uns nicht nur die Tragik, sondern zugleich die Glorie ihres Opfertodes in nie geschautem Lichte. „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lasse für seine Freunde."

Denn bestehen bleibt es: größer als Mut und Demut, größer als Glauben und Hoffen ist die Liebe. Sie ist das Bezwingende in dieser wundervollen Hauptmannsgestalt. Für wen setzt er Stellung, Ansehen, alles aufs Spiel? Für wen wagt er den beschwerlichen Weg zu Jesus? Für wen findet er so unwiderstehlich zwingende Worte? Für einen einfachen Soldaten, seinen Burschen. „Herr, mein Knecht liegt zu Hause und ist gichtbrüchig und hat große Qual."

Dabei ist dieser Hauptmann ein strenger Vorgesetzter. Nichts gilt bei ihm als Befehl und Gehorsam. Unbedingte Subordination ist in seinem Untergebenenkreis zu Hause. „Denn ich bin ein Mensch, dazu der Obrigkeit untertan, und habe unter mir Kriegsknechte; und wenn ich zu einem sage: ‚Gehe hin!', so geht er; und zum anderen: ‚Komm her!', so kommt er; und zu meinem Knechte: ‚Tue das!' so tut er's."

Da allein ist das gesunde Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, wo dies beides eins wird: im Dienste unbedingte Unterordnung, klarer Befehl, selbstverständlicher Gehorsam. Damit vereint aber warme Teilnahme, kameradschaftliches Zusammengehen, Zusammenteilen, Zusammentragen, helfende Liebe eines für den anderen. Dieser Krieg hat es am klarsten gezeigt, daß allein solch ein Verhältnis segensvoll ist.

Wo der Offizier alles mit seinen Soldaten gemeinsam getragen, wo er nicht besser essen und trinken, nicht besser wohnen und schlafen wollte als sie, wo er im Kampfe vornean ging, Strapazen und Leiden genau so auf sich nahm wie sie, da sind ihm seine Soldaten mit Freude gefolgt, haben ihm willig gehorcht, ihn nie verlassen, auch dann nicht, wenn es zum Schlimmsten kam. Ja, ihr Leben haben sie für ihn gewagt, ohne Frage, ohne Bedenken. Wenn er verwundet war, haben sie ihn, der eigenen Gefahr nicht achtend, aus dem Feuer getragen, wenn er fiel, nicht eher geruht, bis sie seinen Leichnam aus dem dichtesten Granaten- und Kugelregen zur Bestattung geborgen hatten.

Die Liebe muß das Band sein, das die Deutschen in dem gemeinsamen Leid ihres Vaterlandes vereint. Wo die Liebe ist, da ist Unglück und Leid nicht der Keil, der Herzen auseinanderspaltet, sondern der Hammerschlag, der sie fest und unzertrennlich zusammenschweißt. Erst wenn man selber leidet, hat man Gefühl und Verständnis für das Unglück des anderen. Es gibt keinen festeren Kitt zwischen Mensch und Mensch als gemeinsam durchlebtes Leid. Es gibt aber auch keinen zuverlässigeren Prüfstein für die Kraft der Liebe als solche gemeinsamen Leidenstage. Ob das

deutsche Volk in den unsäglich schweren Prüfungstagen, die ihm nicht erspart werden können, in der Liebe bestehen wird, das ist die entscheidende Frage der Zukunft. Denn es heißt für uns noch einmal von vorne anfangen, das muß uns klar sein. Das Vaterland, wie wir es uns aus all den schweren Schlägen und Leiden dieser Zeit neu erbauen müssen, kann nicht durch künstliche Staatgebilde und wirtschaftliche Vorkehrungen errichtet werden; aus dem Herzen und der Kraft des Volkes allein kann es neu erstehen. Mut und Demut, Glaube und Liebe, das sind die starken Grundpfeiler, auf denen sich das neugeborene Deutschland erheben wird. Wenn wir sie uns erhalten in schwerer Zeit, wenn wir die Kraft in uns spüren, in unentwegtem Mut und gefaßter Demut, in bergeversetzendem Glauben und alles überwindender Liebe das Unsere zu tun, je schwerer es uns gemacht wird, um so treuer und hingebender, dann allein dürfen wir unsere Hoffnung und Zuversicht auf eine bessere Zukunft setzen, dürfen wir durch unser Vorbild erziehend auf ein neues Geschlecht einwirken, dem aus allem Dunkel ein Morgenlicht wieder scheinen wird, dem es sehnsuchtsvoll, tatverlangend, kampfbereit die in der Not erstarkten Arme entgegenstrecken darf.

Was ist das Glück?

Ein Märchen, möchte man antworten. Etwas, das einmal war in lichter Vergangenheit, das heute gar nicht mehr sein kann, gar nicht mehr sein darf.

Denn wer hätte heute noch das Recht, glücklich zu sein, nach dem Glücke zu verlangen?

Glück kann heute nur eins noch sein: die Pflicht. Die Menschen sind nicht in der Welt, um glücklich zu sein, sondern um ihre Pflicht zu tun. In einem nur besteht des Lebens Kunst und Glück: seine Pflicht in Freude zu verwandeln. Wem das gelingt, der hat den Stein des Weisen gefunden, insbesondere in so harter Zeit wie der unseren.

Aber freilich, es ist dem Menschen und seiner Sehnsucht eingeboren, daß er über dies hinaus ein anderes Glück noch sucht. Und je inbrünstiger er es tut, um so gebietender taucht die Frage auf: Wo ist das Glück?

Daß wir es nicht in äußeren Verhältnissen suchen dürfen, ist den Einsichtigen klar. Wer das noch tut, der kennt das Leben nicht und sich selber am allerwenigsten. Das Glück ist lediglich etwas Innerliches. Es ist kein Ding, keine Wirklichkeit, sondern lediglich eine Idee, eine Anschauung.

Glück heißt im Einklange mit sich selber sein, hat jemand einmal treffend gesagt. Gewiß, es gibt kein größeres Glück als den Einklang mit sich selber, das seelische Gleichgewicht, das man allen einstürmenden Kämpfen, allen Schwierigkeiten und Übeln des Lebens gegenüber bewahrt, das man getrost auch den Verdächtigungen und dem Unverständnis anderer gegenübersetzt, das einen hält und stärkt, wenn alles weicht und wankt.

Ein reines Gewissen ist nicht nur die beste Waffe, sondern auch das höchste Glück. Denn der Mensch ist so glücklich, wie er gut ist.

Wem die Möglichkeit gegeben, sich nach Maßgabe der in ihn gelegten Kräfte entwickeln zu können, wer seinem Charakter gemäß handeln darf, der ist glücklich. Unglücklich aber ist, wer durch die Ungunst der Verhältnisse, durch seine Abhängigkeit von Menschen oder in steter Rücksicht auf sie gezwungen ist, wider seine Anlage und seinen Charakter handeln zu müssen. Sich selber treu bleiben — und treu bleiben zu können, was man will und tut, aus innerem Einklange zu wollen und zu tun, das ist Glück. Denn das Schwerste, was ein Mensch tun kann, ist dies: daß er sich selber untreu wird. Da ist die Lüge, die das Leben freud- und friedlos verzehrt. Spinoza hat einmal gesagt, daß Freude Vollkommenheit sei, und für Leonardo da Vinci gibt es keine höhere Würde als die des eigenen Ich.

Aber freilich, etwas Leichtes ist es um solchen Einklang mit sich selber nicht, insbesondere in einer Zeit der täglichen Erregungen und Stürme, der stündlichen Furcht und Angst für geliebte Wesen, des heißen Grimms und Unwillens nicht nur über unsere Feinde, sondern um so vieles, das wir im eigenen Vaterlande erleben und erleiden. Überall tritt uns das Leben entgegen mit seinen Unbegreiflichkeiten, seinem Widerspruch, überall werden wir mit harten Fäusten gerüttelt und geschüttelt, überall ist der Kampf, der es zum rechten Einklang nicht kommen lassen will.

Gewiß, man kann solchen Einklang, solche innere Ruhe erzwingen. Aber das ist dann wieder kein innerer, sondern nur ein äußerlicher Besitz, ist etwas Angenommenes, Anerzogenes, nicht etwas wirklich in uns Ruhendes. Etwas, das wir meistern und führen, anstatt daß es uns meistert und führt. Eine Tugend vielleicht, eine Stärke, aber kein Glück, in dem wir geborgen sind.

Und doch gibt es auch hier ein Glück: das aus der Kraft geborene. Wer widrige Verhältnisse sich untertan macht, wer der Feindschaft und dem Unverständnis der Menschen gegenüber Sieger bleibt, wer die höchste Kraft besitzt: sich selber zu überwinden, der erfährt das schönste Glück, das nur die Kraft verleiht. Kraft ist Glück. Werden uns große Pflichten, ein neuer Wirkungskreis aufgetragen, dann dürfen wir nicht fragen: Welchen Vorteil, welches

Glück werden sie uns bringen?, sondern nur das eine: Werden wir die Kraft haben, sie zu erfüllen? Es ist das Zeichen aller wahrhaft großen Männer, daß sie, in eine verantwortungsvolle Tätigkeit berufen, niemals an ihren Vorteil, ihr Glück gedacht, sondern nur gefragt und gezagt haben, ob ihre Kräfte genug sein werden, das zu leisten und zu vollführen was die Sache von ihnen erfordert.

Es gibt ein Glück, das heißt Anspruchslosigkeit. Eine reizende persische Legende fällt mir ein. Da ist irgendwo ein reicher, aber sehr unglücklicher König. Der fragt seine Sterndeuter: „Was muß ich tun, um glücklich zu sein?" — „Allmächtiger König," antworten diese, „du mußt dich entschließen, das Hemd eines vollkommen glücklichen Menschen zu tragen."

Man stellt Nachforschungen durch die ganzen Lande an. Nach langem, langem Suchen findet man einen Bauer, der vollkommen glücklich ist. Aber der arme Kerl — hatte überhaupt kein Hemd an.

Glücklich sein heißt, gar nicht wissen, was ein Hemd ist — es liegt Sinn in diesem Worte.

Doch alles dies, so schön und wertvoll es sein mag, das rechte Glück ist es noch nicht. Das liegt in etwas anderem beschlossen: im Verhältnis des Menschen zum Menschen. Wie alles Schwere und alles Leid dem Menschen durch den Menschen kommt, so auch alles Große und Schöne.

Seine Pflicht tun, anspruchslos und im Einklange mit sich selber sein — eins kann es nicht hindern: die Einsamkeit. Niemals aber ist das Bedürfnis nach einem Menschen, der mit uns fühlt und uns versteht, dem wir sagen können, was uns bewegt, mit dem wir leiden und kämpfen können, so gebietend in uns geworden als in dieser Zeit. Und wenn wir Meere durchfahren müßten in Gefahr und Furcht, Hügel und Berge überbrücken, Höhen und Tiefen durchqueren — nichts wäre uns zuviel, zu mühselig, zu gefahrvoll — fänden wir den einen, nach dem wir hungern

und dürsten. Alle Großen des Geistes von den ältesten Zeiten bis auf unsere haben solch eine Seele gesucht und nicht gefunden. Sie alle haben bis zur Unerträglichkeit unter dieser Einsamkeit gelitten.

> O fürchterlich, zu stehen allein!
> Wohin ich blicke, winkt mir Tod.
> Oh, ein Herz nur im Glauben gleich,
> Wie würde ich ruhig, stark und reich!

läßt der einsame Ibsen aus eigenem Herzen seinen Brand sagen.

Die arme Erde hat kein größeres Glück als dies: Irgendwo auf der Welt einen Menschen zu wissen, der uns gehört, und dem wir gehören, in dem wir uns selber wiedergebären in schönerer Form, dem man auftauen, dem man alles sagen kann ohne die stete Furcht, mißverstanden zu werden, ohne Empfindlichkeit und Übelnehmen, mit dem man redet, auch wenn man schweigt, ja, wo selbst das Schweigen voll köstlichen Inhalts ist. Einen Menschen, der nicht hochgebildet, nicht ausnehmend klug, nicht schön von Gestalt zu sein braucht, der einen nur liebhat in der seltenen Liebe, die nicht das ihre sucht. Einen solchen Menschen — wie wäre die Welt so weit trotz allen Leids und der Himmel so hell trotz allen Dunkels!

Im Einklang mit einem anderen sein, im vollen, ungetrübten, wundervoll zusammenklingenden — das ist das Glück.

Das aber ist der Trost für die, die es einmal besessen und nun verloren: Dies Glück ist stärker als der Tod, ja, es ist der einzige Besitz, den der Tod nicht zu trennen vermag. Denn was ein Mensch dem anderen gewesen in tiefer Gemeinschaft der Seele und des Seins, das ist unzerstörbar, in ihm lebt der Atem der Ewigkeit.

Es ist ein schönes Wort vom Glauben, Hoffen und Lieben. Und daß die Liebe größer ist als Glauben und Hoffnung. Wer aber kann an der Frage vorbei: Warum die Liebe die größeste unter ihnen?

Die Lösung ist einfach: Weil Glaube und Hoffnung verwandlungsfähig sind. Der erstere wird einmal zum Schauen, die zweite zur beseligten Erfüllung. Die Liebe aber bleibet wie sie ist, zeitlich wie ewiglich. Denn über sie hinaus gibt es nichts.

Kraft

Vielleicht gibt es in dieser Zeit der lastenden Unruhen kein größeres Glück auf der Erde als die Ruhe. Nicht die äußere Ruhe. Die ist Disziplin, aber keine Eigenschaft, geschweige ein Glück. Die innere Ruhe ist es, auf die alles ankommt, jene Acquiescentia animi, die schon die Alten hochpriesen.

Wie kann man zu solcher inneren Ruhe kommen?

Nur durch das Gleichgewicht der Seele.

Aber gestehen wir es: heute, in dieser Zeit von Sturm und Unerhörtem, von Not und Tod, die zum Himmel schreien, ist es ein Ding der Unmöglichkeit, zum inneren Gleichgewicht zu gelangen. Philister mögen es haben oder erringen. Der naturgemäß in unaufhörlichem Kampfe befindliche Mensch kann — und will es nicht.

Wer den Gatten, den einzigen Sohn, auf den er den ganzen Sinn und die Frucht seines Lebens gebaut, hat hingeben müssen, wer jede Stunde aufs neue mit tausend Schwierigkeiten und Hemmungen in seinem beruflichen Leben bis aufs Blut kämpft, wer alles das zu vergessen, zu überwinden, alles Persönliche, sei es noch so schwer und lastend, hintenanzustellen vermöchte, wenn nur nicht die wachsende Sorge um das geliebte Vaterland, um so vieles wäre, was er mit seinem heißen Wunsche für Deutschlands Würde und Größe nicht in Einklang zu bringen weiß, wer demgegenüber, was ihn in diesem furchtbaren Umsturz alles Bestehenden unbegreiflich dünkt, den tiefen, nicht mehr heilbaren Zwiespalt in der Seele fühlt und, wo er wirken könnte und wirken möchte, als trauernder Patriot abseitssteht — wie sollte der zu einem inneren Einklang, zur harmonischen Acquiescentia animi kommen? Ja, Philister mögen sie ersehnen und erstreben, wir wollen sie weit, weit von uns weisen.

Und dennoch müssen wir zu einer inneren Ruhe gelangen, sollen wir uns nicht in all dem Leid und all dem Schweren aufreiben und die größte Torheit begehen, die heute denkbar ist: unsere Nerven verlieren.

Aber wie wollen wir dies Ziel, aufs innigste zu wünschen, erreichen?

Durch die Pflicht? Gott sei Dank, die besitzt unser Volk noch in vielen Kreisen, das darf nicht geleugnet werden. Es ist vielleicht kaum Verdienst. Das Bewußtsein der Pflicht ist dem Deutschen etwas so Eingeborenes, daß es selbst die beseelt, deren Wollen und Tun wir nicht begreifen. Denn auch hier berufen sie sich auf ihre Pflicht, mag sie vom Wahn schwer zu scheiden sein. Aber gerade weil diese Pflicht so ganz verschieden erfaßt, weil sie bei aller treuen Übung den einen verkehrte Bahnen weist, dem anderen im heißesten Tun die rechte Befriedigung doch nicht bringt, führt sie nicht zu dem erstrebten Gleichgewicht der Seele, vermag sie die innere Ruhe nicht zu bringen.

Diese liegt vielmehr in etwas begründet, was sich geradezu entgegengesetzt anhört und dennoch allein uns und unser ganzes Sein heute erfüllt: im Kampf. Ein wahrer Mensch, ein Deutscher vollends kann heute ohne einen fortwährenden Kampf nicht gedacht werden.

Dieser dauernde Kampf innen und draußen aber erfordert eins. Und in diesem einen erschließt sich uns das ganze Geheimnis allen Wirkens und Leidens.

Kraft heißt es. Die Kraft im Schlagen wie im Tragen; die Kraft im Wagen und Entsagen; die Kraft, seine besten Absichten und Pläne tausendmal durchkreuzt zu sehen und sie, mutig in steter Selbstverleugnung, immer aufs neue auf sich zu nehmen; die Kraft, völligem Unverständnis, absichtlichem Mißverstehen sich gegenüberzusehen und doch das für wahr und heilsam Erkannte mit um so größerer Energie durchzusetzen; die Kraft, die wir vollends gegen uns selber aufzubieten haben in der nachsichtslosen Bekämpfung alles Kleinlichen, aller Selbst- und Ehr- und Mammonsucht, nichts

gelten zu lassen, nichts zu erwünschen und zu erringen als die Sache und ihre Heiligkeit.

Das ist die Kraft, die allen Großen des Geistes und der Tat zu eigen gewesen, die sie allein zu den Großen gemacht hat. Pflicht kann auch dem Kleinen eignen. Das Signum des Großen ist die Kraft.

Was uns heute not tut, heißt Kraft. Man empfindet manchmal einen wahren Hunger nach Kraft. Man weiß, sie allein kann die Retterin unseres Volkes werden, und man sieht zugleich, daß es überall an ihr fehlt.

Das Leben ist im letzten Grunde nichts als eine Kette von Hemmnissen und Widerwärtigkeiten. Und Lebensbejahung besteht in der zielbewußten Aufnahme des Kampfes wider diese feindlichen Mächte. Glück aber ist nicht, wie man öfters meint, die Erfüllung unserer Wünsche, die Erreichung unserer Ziele. Glück ist auch nicht, wie ich vor kurzem las, das Im-Einklang-mit-sich-selber-sein. Glück ist Kraft. Nichts anderes. Die durch Widerstand und Enttäuschung gewonnene Kraft des Menschen, die Glück und Unglück unter sich zwingt. Die Kraft, die der Mensch im steten Widerstand wider die feindlichen Mächte gewinnt, die sich ihm in den Verhältnissen, dem Unverstand oder der Bosheit anderer Menschen entgegenstellen, das ist das Glück. Es gibt kein Glück, das nicht die Kraft schafft.

Deshalb sollen wir in dieser Welt eins lernen: die Dinge des Lebens nicht darauf anzusehen, wieviel Glück sie uns bringen, sondern wieviel Kraft sie uns geben. Verläßt dich die Kraft, verläßt dich auch das Glück. Beide sind eins und untrennbar verbunden. Das Zeichen eines großen Menschen aber ist, daß er bei einem ihm auferlegten Amte oder einer freiwillig übernommenen Verpflichtung niemals fragt, ob sie leicht oder schwer sind, ob sie ihm Behagen, Geld, Ansehen oder Vorteil bringen. Nur das eine wünscht und fragt der große Mensch: woher er Kraft bekommt, die ihm aufgetragene Mission zu erfüllen. Ein glückerfülltes Verweilen beim schönen Augenblick, ein friedliches Ausruhen auf zurechtgelegtem

Polster gibt es für ihn nicht. Sondern nur eine stete, immer wieder aufrüttelnde Unruhe des Fragens und Suchens.

Darum ist der große Mensch immer eine problematische Natur. Er kann gar nichts anderes sein. Moses war es wie Elias, Paulus wie Luther, Schiller wie Goethe. Und in diesem Problematischen solcher Naturen ist nicht, wie wiederum oberflächlich oft geurteilt wird, ihre Schwäche, sondern ihre Stärke beschlossen. Denn worin anders liegt das Problematische begründet als in der tiefen Erkenntnis des Stückwerks allen Seins, in dem heißen Ringen zugleich, den bleibenden Halt, die stählende Kraft in der Erscheinungen Flucht zu finden? Der über sich selbst hinausweisende Lebenstrieb heißt Kraft. Der Sache dienen und dem Ewigen zugleich, denn beides ist wiederum eins, das ist das Zeichen der Kraft. Die Vergangenheit kennen und nützen, das geschichtlich Gewesene nie anders als das geschichtlich Gewordene betrachten, von ihm aus die Brücke bauen, die über die Gegenwart hinweg in eine lichterfüllte Zukunft weist, das ist Kraft.

Darum ist der große Mensch ferner unter allen Umständen eine religiöse Natur. Denn er erfährt das ewige Werden und das ewige Stückwerk des Daseins, er ist fest durchdrungen von dem Gleichnisartigen allen Seins und glaubt in dem unablässigen Suchen seines Lebens die Gewißheit zu erfahren, daß dies flüchtige Wechselgebilde allen Wollens und Wirkens das Letzte und Entscheidende nicht sein kann. Und in dieser Religiosität liegt wiederum nicht die Schwäche, sondern die Kraft des Menschen. Auch das ist das Zeichen der Großen, daß sie die ihnen auferlegte Arbeit stets als eine heilige, ihnen von Gott verordnete Obliegenheit, als eine Mission im tiefsten Sinne des Wortes auffaßten. Das gab ihnen die Kraft, ja die Möglichkeit der Erfüllung. Das ganz allein. Die Pflicht tut es hier wiederum nicht, sondern allein der Glaube, der das Große schafft. So werden auch Glaube und Kraft eins.

Was heute fehlt, was uns zugleich allein zur Gesundung und zum Heile führen kann, ist dies beides: Glaube und Kraft. Deshalb vermissen wir oft die Sicherheit der Führung, deshalb fühlen

wir uns nicht so geborgen und geschützt, wie es für uns und das Ganze gut und heilsam wäre. Das Gefühl der Schwäche sollten wir nur einem gegenüber haben: Gott. Den Menschen gegenüber aber nichts als Kraft.

Je mehr der Widerstände, je heißer der Kampf und Haß, um so mehr sollte die Kraft sich entwickeln und bewähren. Das wäre das Gegebene und Natürliche. Nichts unter den Willen und die Botschaft der Menschen, aber alles unter den Willen und die Botschaft Gottes stellen, das heißt Kraft. Auch zum Beten gehört Kraft. Und sehr große. Das Gebet des Schwächlings vermag nichts. Darum wird es nicht erhört. Das Gebet des Starken aber vermag alles und wird immer erhört. Denn nur der Schwächling betet um das Unerfüllbare. Der Starke ist so in Gott gewurzelt, daß in seinem Gebete die Erhörung bereits eingeschlossen liegt.

Auch Vertrauen ist immer Kraft und niemals Schwäche. Der Glaube ist Kraft auf ihrem Höhepunkte. Dieser Kraft bedarf Deutschland. Sonst hat es seinen Platz unter der Sonne, seine Hoffnung auf ein neues Sein in der Welt verscherzt.

Und Gnade ist Kraft. Der Schwächling, der nach Gnade schreit und winselt, wird sie nie erfahren. Denn er hat ihre Hoheit in den Staub gezerrt.

Wo ist das Glück? Da, wo der Mensch durch die Kraft zur Gnade kommt.

Und wo ist der Sieg? Da, wo der Mensch zuerst sich selbst überwindet und durch die im heißen Widerstand, im unablässigen Ringen gewonnene Kraft alles Zufällige des Lebens sich untertan macht, wo er nicht aus Schwäche und spielender Willkür handelt, sondern nach festen, unverbrüchlichen Gesetzen, nach einem Willen, den die Kraft geschaffen, die Gnade erleuchtet hat.

Gnädiger Gott, gib uns Kraft! Das ist deutsches Gebet.

Würde und Wille

Das ist es, was uns jetzt so vielfach fehlt und so bitter not tut: Würde und Wille. Es gibt eine Würde, die sich nach außen bezeugt, und eine innerliche. Jene kann nur aus dieser entstehen. Denn jene Würde, die, nicht aus dem Inneren geboren, nur äußerlich sich geltend macht, ist Eitelkeit, Albernheit, Heuchelei. Überlassen wir es anderen, die Tünche einer solchen Würde immer dichter um sich zu ziehen, und streben wir um so ernster nach der deutschem Wesen und deutscher Art mehr entsprechenden innerlichen Würde.

Worin zeigt sich diese?

In der rechten Einkehr bei sich selber.

Zu ihr haben wir alle Veranlassung. Das deutsche Volk ist immer am stärksten gewesen, wenn es sich auf sich selbst besann, auf die Wurzeln seiner Kraft und seines Wesens. Als vor über hundert Jahren die schwersten Zeiten für unser Land gekommen, da führte zuallererst dies Aufsichselbstbesinnen wieder aufwärts, neuen, lichteren Höhen entgegen. Solch Selbsterkennen schließt naturgemäß eine andere Erkenntnis ein: die des göttlichen Willens.

Man hat jetzt oft das Gefühl, als müßte man unserem deutschen Volke zurufen: Besinne dich auf dich selbst! Denn durch manche Kreise Deutschlands geht heute, nur zu wohl begreiflich, ein dumpfes, zagendes Verneinen, ein erschreckendes Irrewerden an sich und seiner Kraft, damit zugleich ein Irrewerden an Gott und seinem Willen. Das ist nicht nur traurig, es ist das Schädlichste und Schlimmste dieser ganzen Zeit, die wir heute durchleiden müssen. Dagegen mit aller Kraft anzukämpfen, ist heute erste, wichtigste Pflicht.

Wahre deine Würde, deutsches Volk! Das müßte das A und O aller Aufklärungsarbeit sein, die jetzt so notwendig ist. Nur wenn wir sie wahren, können wir auf einen glücklichen Ausgang dieser schweren Zeit, auf einen lohnenden Entgelt für alle die kostbaren Opfer rechnen, die wir bis heute gebracht.

Solche Wahrung und Würde hindert nicht, nein, sie fordert rechte Einkehr bei uns selber. Weil es an ihr fehlt, so fehlt es auch an dem Vertrauen, das allein zum glücklichen Gelingen führt. Wir sind gar schnell fertig mit unserer Abrechnung mit dem da oben: Du hältst mir nicht, was ich mir von dir versprach, du gibst mir nicht, was ich erwartete, du führst mich in Kummer und Elend, in Not und Tod, anstatt in Freude, Glück und leichten Sieg — darum bin ich irregeworden an dir, darum kann ich nicht mehr an dich glauben.

Wie ganz anders klingt es, wenn Max v. Schenkendorf zu einer Zeit, die größer war, als die wir heute erleben, seine Leier stimmte:

> Wir haben alle schwer gesündigt,
> Wir mangeln allesamt an Ruhm,
> Man hat, o Herr, uns oft verkündigt
> Der Freiheit Evangelium;
> Wir aber hatten uns entmündigt,
> Das Salz der Erde wurde dumm;
> So Fürst als Bürger, so der Adel,
> Hier ist nicht einer ohne Tadel.

„Ich wüßte nicht," schreibt Adolf Bartels („Volk und Vaterland"), „daß ein ähnlicher Klang schon in unserer Zeit erklungen wäre, wenn auch von manchen Kanzeln manches gesagt sein mag. Und dabei ist der Geist, der das schwere Schicksal mit auf uns herabgezogen hat, noch keineswegs tot, er hat uns im Gegenteil noch ganz greuliche Ausartungen während der Kriegszeit gebracht, für die wir uns alle zu schämen haben; denn wer wäre in den letzten Jahrzehnten ganz frei von ihnen geblieben?"

Und wenn Schenkendorf in einem anderen Gedicht sagt:

> Aber einmal müßt ihr ringen
> Noch in ernster Geisterschlacht
> Und den letzten Feind bezwingen,
> Der im Innern drohend wacht.

Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust,
Dann nach schweren, langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust,

so hat Bartels wieder vollkommen recht, wenn er meint, das stimme für das heutige Geschlecht noch mehr als für das der Freiheitskriege, das unter der französischen Gewaltherrschaft schwer gelitten hatte.

Auch die deutlicher hervortretende Abwendung von Gott und Religion ist im letzten Grunde nur ein Beweis der Nervosität. Bei ruhiger Betrachtung, bei offenherziger und wahrheitsuchender Einkehr in uns selber würde uns die Schwere dieser Tage viel inniger an Gott binden als je vorher, würde unser Glaube der Sieg werden, der die Welt überwindet. Mit ihm würden wir die Würde wiederfinden, die manchem Deutschen jetzt abhanden gekommen, und die uns so bitter not tut. Wir wollen und dürfen nicht nervös werden.

Zu dieser Würde müßte ein Zweites kommen: der Wille. „Wille, Wille ist vonnöten", mehr als je ist dieses Wort heute das heilende. Wenn wir nur den ernsten, den unverbrüchlichen Willen haben, wer in aller Welt kann uns schaden oder widerstehen? Wille zur Tat und Wille zum Leiden, beide scheinbar ganz verschieden und dennoch eins. Tätig zu sein ist des Menschen erste Bestimmung, zu leiden sein Los. „Die Dinge der Welt", schreibt einmal Wilhelm v. Humboldt, „sind in ewigem Steigen und Fallen und in unaufhörlichem Wechsel, und dieser Wechsel muß Gottes Wille sein, da er weder der Macht noch der Weisheit die Kraft verliehen hat, ihn aufzuhalten und ihn zum Stillstand zu bringen. Die große Lehre ist auch hier, daß man seine Kräfte in schweren Zeiten doppelt anstrengen muß, um seine Pflicht zu erfüllen und das Rechte zu tun, daß man aber für sein Glück und seine innere Ruhe andere Dinge suchen muß, die ewig unentreißbar sind."

Man fragt heute öfter als je: Was für einen Sinn hat wohl das ganze Leben? Ich glaube, schließlich sind wir alle wohl nur

dazu in die Welt gekommen, daß wir überwinden lernen ... der eine ein tiefes Leid, ein anderer eine schwere Schuld, ein dritter sich selber. Das ist wohl der ganze Sinn des Lebens: durch Kampf und Leid geläutert zu werden und zur Überwindung zu kommen. Sonst könnte man in der Tat nicht verstehen, warum einzelne Menschen wie ganze Völker oft auf das allerschwerste angefaßt und geprüft werden. Das herrliche Jesuswort klingt hier an: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden." In seiner Kraft überwinden lernen, das ist die letzte Kunst, die wir zu üben haben.

Dazu aber gehört beides: der Wille zur Tat und der Wille zum Leiden. Und nun sehen wir, wie Wille und Würde innerlich verschmelzen und eins werden. Denn in dem Willen, sein Leid auf sich zu nehmen und es durch die Tat zu überwinden, liegt das höchste Maß von Würde. Niemals kommt uns der Begriff der Würde so zum Bewußtsein, als wenn wir einen Menschen still und stark leiden sehen.

Würde und Wille tun dem deutschen Volke not. Die Würde, auf sich zu nehmen, was ihm verordnet ist, und dennoch den Kopf hoch zu tragen. Und der Wille, stark und fest auf seinem Posten zu verharren und keinen Strich deutscher Erde preiszugeben, mag auch die Welt aus den Fugen sein und Orkane die Großen und die Kleinen schütteln. Mutig der Zeit ins Auge blicken, damit wir nicht in ihr erliegen, sondern Vollbringer heiligen Willens werden, das ist unsere Aufgabe.

Aber viele haben diesen Willen nicht und nicht diese Würde. Darum gehen sie bei aller guten Absicht fehl und führen andere mit sich in die nebelige Irre.

Stolz und aufrecht den Menschen, aber still und klein Gott gegenüber, hier Demut, dort Mut, das heißt Würde und Willen haben und zeigen. Die Schwäche kommt, ohne daß sie es weiß und will, auf Abwege, die Kraft geht immer gerade.

Geschenke, die eine Seele haben

„Da ihr Duft dahin,
Nehmt dies zurück: dem edleren Gemüte
Verarmt die Gabe mit des Gebers Güte.“

Ophelia gibt Hamlet seine Geschenke zurück, die einmal „Worte süßen Hauches“ reich gemacht. Nun aber sind sie arm geworden.

Die Seele ist aus ihnen geflohen.

Es gibt Geschenke, die eine Seele haben, und solche, die keine haben. Denn die Geschenke sind nicht Dinge, wie manche glauben. Sie sind lebende Wesen, wie wir. Wer ein Geschenk von liebender Hand besitzt, ein Geschenk, das mit unendlicher Sorgfalt einmal für ihn ausgesucht, vielleicht in stillen Nächten für ihn gearbeitet wurde, ein Geschenk, in das tausend heiße Segenswünsche hineingelegt, gefleht, gebetet worden, der weiß, daß Geschenke lebende Wesen sind.

Auf deinem Schreibtisch steht solch ein Geschenk, und wenn du es ansiehst, wachen unvergeßliche Stunden in deiner Seele auf. Aber nicht nur die Erinnerung, nein, die Sehnsucht ruft es wach.

Oder es hat einmal unter einem Weihnachtsbaume gelegen. Du sahst unter allen reichen Gaben nur diese eine, dein Herz jubelte, als du sie in die Hand nahmst. Solche Geschenke haben nicht nur eine Seele, sie haben Augen, tiefe, leuchtende, bannende Augen.

Geschenke sterben auch; dann flieht die Seele aus ihnen. Wie das kommt? Ist vielleicht der Geber nicht mehr unter den Lebenden? O nein, dann empfängt solch Geschenk erst recht Leben. Es ist, als wäre die Seele des Heimgegangenen zu ihm geflohen, als lebte sie jetzt in ihm. Es wird doppelt wertvoll, etwas Heiliges ist in ihm, es ist eine Psyche geworden, eine Entelechie. Der Tod trennt nicht. Im Gegenteil, er vereint und verklärt, er macht Bande unzerreißbar, Geschenke unsterblich.

Aber das Leben trennt. Und wenn es das getan, dann sind die Geschenke nicht mehr lebende Wesen, sondern tote Dinge. Leichname. Sie, die einmal so beredt zu uns sprachen, haben nun keine Stimme mehr. Auch ihre Augen sind erloschen. Sie sehen uns nicht mehr an, sie sagen uns nichts mehr. Wir bereiten ihnen ein stilles Begräbnis in irgendeiner Schublade, die wir selten oder nie öffnen. Dort mögen sie ruhen. Ihr Tagewerk ist getan.

Es gibt aber auch Geschenke, die nie sterben, weil sie nie gelebt haben, nie ihren Duft verlieren, weil sie nie einen besessen haben. Das sind die Geschenke ohne Seele. In jedem Haushalte, in jeder Stube eines Einsamen finden sie sich. Es ist die große Klasse aller derer, in die der Gebende nichts hineintat, keine Bitte, keinen Wunsch, keine Sorge, keine Freude — mit einem Worte: denen er keine Seele einhauchte. Er nahm sie, wie sie im Laden standen: unter der Masse, ohne Individualität, leblos, Nummern. Nahm sie einer Verpflichtung halber, eine notwendige Aufmerksamkeit zu erweisen, er kaufte sie. Geschenke mit einer Seele aber sind nicht käuflich.

In den Wohnungen bekannter Ärzte oder Geistlicher findet man oft ganze Mausoleen solcher Geschenke. Sie sind schrecklich anzusehen.

Geschenke mit Seele und Geschenke ohne Seele, nirgend stoßen sie so unmittelbar aneinander wie unter dem Weihnachtstische.

Wenn das Fest der Feste naht, dann schließen sich die Bande der Liebe enger, das Trennende weicht, das Verbindende bleibt. Man fühlt nur, was man aneinander hat, man weiß, daß man nicht mitzuhassen, sondern mitzulieben da ist; man muß schenken, ob man will oder nicht. Alles ist seliges Geben und Nehmen. Und weit hinaus über die Kreise der nächsten Angehörigen denkt der sorgende Sinn. Das Wort des Apostels: „Eure Lindigkeit lasset kund werden allen Menschen!" findet empfängliche Herzen. Aus der Lindigkeit sprießen die Geschenke mit Seele.

Die Sitte der Weihnachtsbescherung ist uralt. Schon in den heidnisch-germanischen Zeiten kam ein Hirte oder ein Priester zu dem Besitzer der Herde und beschenkte ihn mit einem Birkenzweig oder

einem Reis grünen Wacholders. Das waren Geschenke, die eine Seele hatten. Denn die Birke, die frühgrünende, war von den guten Geistern geliebt, und wem man sie brachte, dem sicherten diese ihren Schutz zu. Es lag Sinn und Duft in solchen Gaben. Und der immer grünende Wacholder ist zweifellos der Vorbote unseres Weihnachtsbaumes geworden.

Dann kamen die Geschenke ohne Seele. Als mit dem Christentum die römische Kultur in die europäischen Länder zog, verpflanzte sich auch römische Sitte nach Deutschland. Nach dem römischen Brauch, zum Neujahrstage pflichtmäßige Geschenke zu machen, wurde auch bei uns das Schenken zu Neujahr ganz allgemein, man könnte sagen offiziell. Man schenkte sich nützliche und kostbare Gegenstände, am liebsten bares Geld. Jede Gabe aber, die als eine Verpflichtung angesehen, die von dem anderen beansprucht, ja nur erwartet wird, ist ein Geschenk ohne Seele. Deshalb sind die Geschenke, die man ohne irgendwelche Veranlassung, ganz impulsiv aus dem Triebe des Herzens heraus macht, immer seelenvoller als die Geburtstags- oder sonstigen Gelegenheitsgeschenke.

Eine seelisch feinere Auffassung machte sich im Mittelalter geltend: man begann mit offenen Armen zu spenden und ohne Ansehen der Person. Schon eine aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts stammende Urkunde berichtet von dem Geschenk des „freigebigen Abends". Es war der heilige Weihnachtsabend, auf den die Geschenksitte vom Neujahrstage allmählich übergegangen war. An diesem Abend waren die Häuser bis oben hinauf geöffnet, damit jeder Bedürftige eintreten und sich eine Gabe holen konnte. Ja, man buk Kuchen für die Armen und steckte Lichter an. Und wer an diesem Abend nichts verschenkte, von dem sagte man, daß er ins Unglück kommen würde. Selbst dem Vieh wurde am heiligen Abend in den Ställen ein besseres und reichlicheres Futter vorgelegt, sogar eine Kerze ihm angesteckt.

Die lohnendsten aller Geschenke sind aber, die man den Kindern macht. Früher bestand die Feier des heiligen Abends für die Kinder darin, daß ihnen von dem lecker bereiteten Festmahle nicht wie sonst

ihr Teil aufgetan wurde, sondern daß sie sich selbst nach Herzenslust nehmen konnten. Daher ihr sehnliches Wünschen:

„Oh, wenn doch erst der Abend keem,
Daß man sülben snitt und sülben itt."

Seit der Reformation ist die Kinderbescherung in den Mittelpunkt des Weihnachtsfestes getreten. Wenn die Türen zur Weihnachtsstube sich öffnen wie Himmelspforten, wenn Kinderjauchzen und Singen das Haus erfüllt wie ein Widerhall der Engelsänge in der stillen Nacht Bethlehems, dann fühlen wir, wie kalt und leer unser Winter, wie arm unser Leben wäre, wenn es keine Weihnachten — und kein Schenken gäbe.

Aber warum bauen wir auch heute noch so viele tote, so viele Geschenke ohne Seele auf?

Weil wir in dem Wahne leben, es käme bei einem Geschenk auf die Kostbarkeit an, weil wir den verderblichen Luxus unseres gesellschaftlichen Lebens auch auf unsere Geschenke übertragen. Habt ihr kein Gefühl dafür, wie ihr eure Gaben dadurch entweiht? Ein Geschenk, dem das Geld, das es gekostet, aufs Gesicht geschrieben ist, mag alles haben: herrliches Aussehen, stolze Allüren, blendende Schönheit — eine Seele hat es nicht.

Die raffiniert kostbaren Geschenke aber, die ihr verblendet gar auf den Tisch eurer Kinder baut, sind ein Verbrechen an der Seele eurer Kinder. Sie bringen euer Kind um das schönste Gut seiner Jugend: die holde Anspruchslosigkeit, sie rauben ihm die Demut, die Bescheidenheit und das Glück — wollt ihr dafür die Verantwortung übernehmen? Ihr, die ihr doch eurer Kinder Bestes nur wünscht? Und habt ihr nie gemerkt, wie sich euer Kind gerade über die einfachsten und anspruchslosesten Geschenke am meisten freute, bis ihr ihm geflissentlich, systematisch diese Freude genommen habt?

Ich gedenke der Zeiten, da mein Vater die halben Nächte aufsaß, um seinen Jungen eine Rüstung selbst zu bauen und zu kleben, goldener Untergrund mit schwarzen Papiersternen darauf, geschienten Armen und Beinen. Ich habe so etwas Herrliches nie wieder bekommen, mich nie wieder so gefreut. Heute noch gibt es Väter und

Mütter, deren größte Weihnachtsfreude darin besteht, wochenlang in stillen Abendstunden ihren Kindern die schönsten Sachen selbst zu ersinnen und anzufertigen. Das sind Geschenke, die eine Seele haben. Sie sterben nie, wie meine Rüstung nie gestorben ist. Mag ihr Stoffliches wer weiß wie lange in Staub vergangen sein, ihre Seele lebt in dem dankbaren Herzen fort.

Schade, daß es unsere Verhältnisse verbieten, und unsere Töchter und Frauen auch so viel wichtigere Dinge zu tun haben, daß sie keine Zeit zu Handarbeiten mehr haben. Mögen sie heute mitleidig lächeln über den heiligen Eifer, mit dem sich Frauen und Mädchen versunkener Tage wochenlang in ihr Kämmerlein und allerlei heimliche Verliese zurückzogen, mögen ihnen diese Deckchen und Körbchen, diese gestickten und bemalten Leinen und Porzellane als Urväter-Hausrat erscheinen, eins hatten diese altmodischen Dinge doch vor so vielen der modernen Gaben voraus: sie hatten eine Seele. Mit wieviel heimlich lieben Gedanken, wieviel heißen Wünschen waren sie verwebt!

Auch die Erwachsenen sollen sich zu Weihnachten beschenken. Es ist poesielos und pedantisch, wenn Gatten nichts füreinander auf de Weihnachtstisch zu legen haben, weil sie ihre Kinder beschenken.

Was Schöneres gibt es denn in diesem armen Leben, als schenken zu können? Solange man es irgend kann, soll man es tun. Es ist viel dankbarer, eine kleine sinnige Gabe aus warmer Hand zu verschenken, als Tausende zu vermachen.

Der Inbegriff aller Geschenke, die eine Seele haben, ist in ein Wort gefaßt. Und die Sprache hat kein zweites, das so hell leuchtet und so tief dringt, und das Leben keine Erfahrung, die so beseligend ist. Dies Wort aber ist ein echtes Weihnachtswort und heißt: Gnade.

> Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang,
> Sie träufelt wie des Himmels milder Regen
> Zur Erde unter ihr; zwiefach gesegnet:
> Sie segnet den, der gibt, und den, der nimmt.

Das sind die Geschenke, die eine Seele haben.
Laßt uns nie andere, laßt uns lieber gar nicht schenken!

Das Meer

Beide, Meer und Berge, haben das eine gemeinsam, daß sie gleichsam erfüllt, durchwoben sind vom Atem der Ewigkeit. Bei beiden fühlt man sich von ihm gepackt, durchschauert, erhoben. Und das Ewigkeitsgefühl und der Ewigkeitsdrang sind in dieser Zeit des unaufhörlichen Steigens und Fallens, des Kommens und Verschwindens so stark geprägt in der menschlichen Seele, daß es sie unwillkürlich dahin treibt, wo sie die Urbilder dieser Ewigkeit erschaut und, von allem Kleinlichen abgelenkt, gezwungen ist, sub specie aeternitatis zu sehen und zu denken. Darin liegt jetzt die einzige Erholung und Befreiung. Schließlich kann man heute ja auch gar nicht anders mehr sehen und denken.

An einem still zur Neige gehenden Tage sitze ich am Strande und blicke auf die See hinaus, die ihr weibliches Geschlecht auch darin nicht verleugnet, daß sie am schönsten am Abend ist. Dann tut sie feinduftige, wundervoll gewobene Schleier an, rotglühende, wie Rosen mit Gold betaut, lilaseidige, smaragdgrüne, himmelblaue, die wie Azur schimmern. Und unter ihnen wallt und wogt der geschmeidige Leib, als fließe er von geheimnisvollem Leben. Und die großen Augen träumen dämmerungsstill, abgrundtief.

Jetzt klimmt langsam, zaudernd fast der Mond aus einer dichten Wolke hervor. Als spürte er wenig Lust, dem Meere guten Abend zu sagen. Es ist nicht mehr seine volle, zufrieden blickende Scheibe, er ist bereits im Abnehmen und macht ein verdrießliches Gesicht, als gefalle es ihm jetzt nicht mehr in der Welt. Allmählich wird sein Licht stärker, weithin leuchtender, bald hüllt es die ganze dunkelnde Küste in seinen weichen, silberbläulichen Duft.

Eine neue Wolke kommt, und der Mond tut sie um sich wie eine Kapuze, bis an die Stirn. Dann löst sie ein ganz dünnes, durch-

sichtiges Gewölk ab, und durch sie schaut die abgeplattete Scheibe nun hindurch, bald milchig weiß, bald grasgrün, webende, bebende Gold- und Silberfäden über die langsam rauschenden Wasser spinnend. In langen, verschwommenen Linien dehnt sich die Küste mit den vorspringenden Kuppen von Adlershorst und Oxhöft, den tiefschwarzen Buchten und dem schattenhaften Kranze der Wälder. Wie ein tiefes, undurchdringliches Geheimnis ist das alles, voll stiller Ahnung und feiernder Größe.

„Alles fließt", diese letzte Weisheit unseres Seins verkörpert sich im Meere. Fast zu jeder Stunde bin ich an seinem Strande, und zu jeder Stunde ist es ein ganz anderes, und niemals kennt man es aus, wenn man auch vom frühen Morgen bis zum späten Abend nichts anderes tut als sich mit ihm beschäftigen; immer rätselhaft neu und unergründlich wie am ersten Tag.

Wer bist du, unabsehbares, geheimnisvolles Meer? Bist du geschaffen, oder gewesen von Anbeginn an? Warst du, als nichts anderes war, und wirst bleiben, wenn nichts anderes mehr sein wird? Wird alles einmal zu dir zurückkehren, in dir sich auflösen? Und der Geist Gottes wieder über deinen Wassern schweben, einsam, schöpferisch, wie er es tat, als des Herrn gebietendes „Es werde!" über deine schweigenden Fluten zum ersten Male dahinbrauste?

Wohin wandern deine Wellen, die nicht eine Sekunde rasten und ruhen? Haben sie einen Weg, ein Ziel? Oder sind sie ziellos und ohne Bahn? Kommen sie nur, um zu gehen? Donnern sie dahin mit diesem welterschreckenden Getöse, diesem heißen Schrei aus der Tiefe — nur um wesenlos zu verebben?

Was ist auf deinem Grunde? Silberweißer Sand, wie man ihn an deinem Strande sieht, oder wenn man hinausschwimmt auf deine durchsichtigen, das Himmelsantlitz spiegelnden Wogen? Oder gibt es in deinen Tiefen vielleicht gar keinen Grund mehr? Ist da alles ewig steigendes, ewig sinkendes Wasser, ein Fallen, Stürzen ohne Aufhören bis in unbeschreibliche Gründe? Wer will es erforschen, auch nur ausdenken?

Was alles muß jetzt auf deinem Grunde ruhen! Wieviel schimmernde Paläste und Festungen sich bauen aus den Trümmern zerbrochener Schiffe, die dein klammernder Arm hinuntergezogen in dein geheimnisvolles Reich! Wieviel Menschen dort wohnen, die dir gebieten wollten, stolzes, nie zu überwindendes Meer! Wieviel herrliche Helden, die, ein stolzes, siegendes Lied, ihres Vaterlandes Wohl, Heil auf den stammelnden Lippen, in deinen unerschöpflichen Gründen versanken? Sind es ihre toten Augen, mit denen du oft so wunderbar blickst, besonders in der zum Abend sich neigenden Dämmerung, wenn es ganz still und unbeweglich auf deiner weiten Fläche ist und nur ein letzter Gruß der sinkenden Sonne schwer, geheimnisreicher Wehmut voll, über dich dahinschauert? Sind es die Stimmen der Tiefe, die wach werden, wenn der Wind mit gewaltigen Orgeltönen, wenn der Sturm wie mit Posaunentönen über deine unendliche Weite weißsprühenden Dampfes und tosenden Schaumes dahinfährt?

Bist du etwas Wirkliches, unergründliches Meer? Oder zerfließend wie deine Wasser, zerstäubend in Millionen von Atomen wie dein himmelstürmender Gischt? Ewig wechselnd, ewig veränderlich wie deine unbeschreiblich wunderbaren Farben? Heute durchsichtig wie helles, dünnes Glas, fein gewoben und gesponnen wie die weiße, duftige Seide einer Braut. Morgen ganz ehern, ganz undurchdringlich, ein hochgetürmter Wall, eine ragende Schutzwehr. Eben lockend und mit unwiderstehlicher Sehnsucht ziehend, warnend dann und schreckend. Leben und Tod, beides gleich in dir beschlossen, beides gleich in dir unergründet, unergründlich für alle Zeiten.

Bist du ein Gleichnis von beiden? Ein Gleichnis des Seins und Vergehens? Bist du das Rätsel des Menschseins? Und siehst uns nun mit Augen an, denen niemand auf den Grund zu schauen vermag?

Nein, du bist weder ein Gleichnis noch ein Rätsel — das Urwirkliche bist du, das Ewige, das da war von Anbeginn an und bleiben wird sonder Schranken und Grenzen, fließend und beharrend zugleich — das heilige Stirb und Werde bist du, o Meer!

So oft, in stillen und in heißbewegten Stunden habe ich mich in dies Stirb und Werde versenkt, seinem Geheimnis nachgedacht. Nun ist es mir enthüllt, ist es Wirklichkeit geworden in dir!

Ehrfurchtgebietend bist du, o Meer, weil Gottes Antlitz im blendenden Sonnenglanze aus dir leuchtet, in deinem Schoße ruht. Weil das Rauschen seiner Füße über deinen Rücken dahingeht und seine Stimme liebend und suchend, dräuend, gebietend, urgewaltig über deine rollenden Wogen tönt. Weil du mit der ganzen Inbrunst deiner Kraft dich ihm entgegensehnst, aus mächtigen Gründen der Tiefe himmelan dich ringst!

Kommen siehst du und gehen der Menschen ewig wechselnde, ewig gleich sich bleibende Geschlechter; tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern war, und wie eine Nachtwache. Du aber bleibst zeitlos, raumlos, in nie gebrochener Schöpferkraft, das heilig hehre Urbild des Stirb und Werde, das dem Staubgeborenen sein wahres Antlitz niemals enthüllt. Wie du es niemals tun wirst, nie erdeutetes, nie zu deutendes, ehrfurchtgebietendes Meer!

In dem Kurgarten wimmelt und kribbelt ohne Anfang und Ende das Ameisenvolk der Menschen. Auf dem Podium des Orchesters steht ein schwarzes Männlein und singt mit wohlgeschulter Stimme Schuberts Allmacht. Weithin tönt das Lied von der Größe Gottes, von Jehova, der groß ist und hochberühmt in der Stadt unseres Gottes.

Aber die Stimme verklingt und der tosende Beifall der Menschen. Die Sonne ist verglommen und das Volk der Ameisen zur Ruhe gegangen. In feiernder Größe, von den Armen der Nacht umfangen, gedeckt vom Dunkel der Unendlichkeit, liegt das Meer. In ewiger Wiederkehr wandern die Wellen zum Strand, fluten zurück, still ist alles und geheimnisschwer. Und über die träumenden Wasser, aus der Tiefe des Meeres tönt das nie verstummende Lied „Der Herr ist groß und hoch zu loben, wunderbarlich über alle Götter. Das Meer brause, und was darinnen ist. Denn er kommt, denn er kommt, zu richten das Erdreich. Er wird den Erdboden richten mit Gerechtigkeit und die Völker mit seiner Wahrheit."

Am Strande der Ewigkeit

Es ist in der ersten Frühe. Die Sonne ist eben aus güldenem Tore hervorgetreten, wie der Bräutigam aus seiner Kammer. Wallende Nebel verschleiern ihr Licht, Himmel und Erde und Meer, alles erscheint eins. Dann kommt mit einmal eine wunderbare Klarheit. Ein helles Blau leuchtet durch das müde Grau, einige rosa Töne mischen sich in seine Farben, glänzende Lichter glitzern auf wie Edelsteine. Und plötzlich tut sich der Himmel auf wie ein weites, hohes Tor, das in die Ewigkeit weist.

Darunter liegt das Meer, scheinbar ruhig und ganz glatt. Aber es ist nicht so. Es brodelt und brandet etwas in der Tiefe, das man nach außen nicht merkt, das man aber fühlt, innerlich spürt, als wohnte die wunderbare Erregung in seiner tiefsten Seele und stiege nur in ganz verstohlenen Schwingungen nach oben.

Nun ist es Nacht. Schwarze Fittiche decken den letzten schmalen Lichtstreif, den das eben noch am Horizont lohende Feuer wie Hochzeitsfackeln auf die feiernde Wasserfläche gesandt. Da drüben blitzen Signale auf. Von einem Leuchtturm. Jetzt auch von einem Schiffe. Ganz deutlich kann man sie unterscheiden. Es geht wie ein stilles, ernstes Grüßen hin und her, wie ein Wegweisen durch Nacht und Dunkelheit, ein linderndes Trösten und Verheißen. Langsam, leise kommen und gehen die Wellen, schlagen kaum hörbar an den Strand, prallen zurück, sind da und doch nicht da, fluten und verebben still — wie das schwere, traurige, rätselhafte Leben.

Meine Veranda liegt hart an einer kleinen Straße, die vom Strand in den Ort mündet. Jeden Morgen kommen dieselben Menschen vorüber, genau zu derselben Minute, daß man seine Uhr danach stellen könnte, genau in derselben Haltung und Bewegung.

Zuerst die Schuljugend. Den Anfang macht ein schnellgewachsener, hochaufgeschossener Junge von vielleicht zwölf Jahren. Er geht immer allein, das Haupt zur Erde gebeugt, das stille Auge ernst und sinnend. Niemals habe ich ihn mit einem anderen gehen oder sprechen sehen. In seinem bleichen, frühreifen Gesicht ist ein trauriger Zug. Seine Kindheit kann nicht glücklich sein. Vielleicht hat er keine Mutter mehr. Vielleicht einen Vater, der kränkelt oder sich jeden Mittag mit Verdruß und Sorgen an den Tisch setzt.

Hinter ihm her, in einem Abstande von vier Minuten, kommen zwei frische, stramme Jungen, das ausgesprochene Gegenteil zu jenem ernsten, nachdenklichen. Sie gehen, springen, hüpfen, und stets mit zwei rotbäckigen Mädchen zusammen. Die haben strohblonde Haare und weithin leuchtende, vergißmeinnichtblaue Augen.

Scherzworte fliegen hin und her, ab und zu gibt es auch einen kleinen freundschaftlichen Puff. Die lebensderbe Unbefangenheit unbeleckter Natur und Kindheit spricht aus dieser Gruppe. Sie werden alle einmal gut durch die große Schule des Lebens kommen, wie sie jetzt gewiß mit spielender, froher Leichtigkeit in ihren Klassen ihre Aufgaben machen — ganz anders als der schnellgewachsene Junge mit den traurigen Augen und den schlenkernden Armen, der sicher keine guten Zeugnisse mit nach Hause bringt.

Dann drei, die regelmäßig zu spät kommen. Sie laufen mit hochroten Wangen und fliegendem Atem, einer immer schneller als der andere. Dicht hinter ihnen sehe ich einen vierten. Der geht ganz gemächlich, mit unerschütterlicher Ruhe, obwohl es für ihn genau so spät ist wie für die drei anderen. Auch den wird wenig anfechten.

Nun schreitet ein alter Herr des Weges. Sein kahler Schädel ist von der Sonne ziegelrot gebrannt, auch sein hageres Gesicht zeigt eine braune Farbe. Aber trotzdem sieht er elend und kränklich aus. Er trägt den vergilbten Strohhut stets in der Hand, bleibt stets genau an derselben Stelle stehen, holt stets dieselbe Zahl von Malen ganz tief Atem, wandert dann bedächtig in dem beruhigenden Bewußtsein, für seine Gesundheit das Nötige getan zu haben, seine Straße weiter.

Einige Geschäftsleute erscheinen, die mit den Vorortzügen zur

Stadt in ihre Kontore und Läden müssen: der Großkaufmann, ein schlanker, sehniger Herr, vielleicht am Anfang der Fünfziger, aber mit einer Tolle vollen, tiefschwarzen Haares, sorgsam gekleidet, die hohe weiße Stirn, auf die eine Haarlocke malerisch herniederfällt, mit allerlei Gedanken belastet, das kluge, dunkle Auge ruhig und fest in die nächste Ferne gerückt, würdevollen Ganges, ernster und gewichtiger Haltung. Auch er geht immer allein, erst in einem Abstande von mehreren Schritten kommen andere Kleinkaufleute. Sie gehen nicht so ruhig und würdevoll, ihre Stirn ist nicht so hoch und gedankenschwer, ihr Auge nicht so klar und sicher spähend. Etwas Zappelndes, Trottelndes ist in ihrem Gang und ihren Bewegungen, sie sind auch nie allein, sondern immer zu zweien oder dreien, unterhalten sich mit lauter, fetter Stimme und heftigen, schlenkernden Gesten und Bewegungen. Sie haben es immer eilig. Sowie, stets an derselben Ecke, die Uhr die achte Stunde mit blechernen Schlägen kündet, setzen sie sich in ein Tempo, das halb schlürfender Lauf, halb hopsender Schritt ist. Nur einer kann nicht mitmachen, der ist fett und asthmatisch; er winkt sich eine Droschke, die für ihn immer bereitzustehen pflegt, und fährt den ansteigenden Berg hinan, den anderen halb schadenfroh, halb in dem stillen Behagen des Besitzenden mit dem rot und blau karierten Tuche zuwinkend, mit dem er sich dann den perlenden Schweiß von der Stirn wischt.

Nun wird auch die Welt der Frauen mobil. Zuerst erscheint stets eine schlanke Dame im vornehmen Morgenanzuge; mit einem kleinen Jungen, der mit ihr zusammen den Marktkorb trägt. Auf dem Fuße, aber immer in genau derselben Entfernung, ein junges Mädchen in Begleitung einer älteren, korpulenten Frau, fraglos Mutter und Tochter. Das junge Mädchen trägt ebenfalls einen Korb; denn sie gehen zum Einkauf auf den nahen Markt, und die Zeiten, wo Köchinnen mit den Körben folgten, gehören der Vergangenheit an. Die Mutter geht festen und bestimmten Schritts, mit dem etwas schiefgetretenen linken Hacken den sandigen Boden tief eindrückend. Leichtfüßig, mit keckem, unbefangenem Blick in die Welt schauend, folgt die Tochter. Die Mutter trägt ein altmodisches Kleid und einen

fadenscheinigen Überwurf, bei ihr aber ist alles bis auf die Schuhe mit dem blitzenden Leder und den zierlichen Absätzen neu und modegerecht.

Eine hagere Gestalt mit spitzem Kopf und welkem Gesicht, von einer deutschen Schäferhündin begleitet, folgt, dann eine alte, zusammengefallene Frau, die sich kaum vorwärtsbewegen kann und bei jedem vierten oder fünften Schritte stehenbleibt, um Atem zu holen. Sie trägt keinen Marktkorb, sondern ein Gesangbuch, denn sie wandert jeden Morgen, genau zur selben Minute, zu Gebet und Messe in die Kirche dort oben auf dem auf das Meer hinunterblickenden Berge, von der jetzt die Glockentöne suchend und mahnend hinunterfluten. Die ewige Speise scheint ihr wertvoller als die irdische. Sie wird sich ja wohl auch bald an die oben gedeckte Tafel setzen.

Einige Schwestern vom Roten Kreuz aus dem unmittelbar am Strande gelegenen Lazarett kommen, vor ihnen ein noch junger Offizier mit sehr bleichem Antlitz und zerschossenem Beine, der aber nicht merken lassen will, wie schwer ihm das Gehen wird, und die Hilfe der blonden Schwester mit dem feinen, schüchternen Gesicht und den kindlichen Augen energisch ablehnt. Dann ein frischer Jüngling mit Schillerkragen und rohseidenem Anzug, ein großes Buch in der Hand, das er am Strande lesen will und aus dem er sich, ab und zu stehenbleibend, jetzt schon einige Aufzeichnungen macht.

Und nun taucht einer auf, auf den ich mich schon den ganzen Morgen freue: ein wunderlicher Kauz, kein junger Mann mehr, der stets im Laufschritt erscheint, die Ellenbogen straff an die Brust gelegt, immer in Eile und Geschäftigkeit. Aber sowie er einen Kirschstein auf dem Damm erblickt, hält er in der hastigen Wanderung inne und zertritt ihn mit lautem Knacks. Eines Tages machte ich mir den Scherz, ihm einen ganzen Haufen solcher Steine auf seinen Pfad zu zerstreuen. Er ließ nicht einen einzigen unzertreten und mag an diesem Tage wohl bedeutend zu spät an seiner Arbeitsstätte erschienen sein.

Eine kurze Pause. Dann wird ein alter Herr mit weißwallendem Bart und durchsichtiger Gesichtsfarbe von einem ebenfalls schon ergrauten Diener in einem kleinen Krankenwagen vorübergefahren.

Immer geht dieselbe junge, blühende Frauengestalt neben seinem Wagen her, spricht mit einer Stimme, deren sanften, liebevollen Klang ich bis an mein Fenster zu hören wähne, auf ihn ein, während er mürrisch und unzugänglich mit dem stumpfen Auge gleichmäßig auf die grüne Decke starrt, die über seinen eckigen Knien liegt. Ab und zu hat er sie abgestreift. Dann trifft sie ein vorwurfsvoller Blick. Mit unendlicher Geduld legt sie sie wiederum zurecht und spricht weiter zu ihm mit der singenden, gütigen Stimme.

Nun wird es ganz still, die Straße ist leer, alles ist bei seiner Verrichtung, und die Müßiggänger schlafen noch.

Mir aber ist, als hätte ich in dieser kurzen Morgenstunde an den wie Schatten vorübergleitenden Persönlichkeiten aller Arten und Stände, die von dem verborgenen Beobachter dort oben keine Ahnung haben, einen Ausschnitt des Lebens gesehen und der Menschen, die so sicher und schwer, so freudvoll und leidergeben ihre hinschwindenden Tage zubringen — bis sie eines Tages diesen Pfad nicht mehr gezogen kommen, sondern langsam einer nach dem anderen abtreten von der kleinen Schaubühne des Lebens und des Kampfes, in der sie es stets so eilig und wichtig haben.

Bis eben alles ein Ende hat, alle Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit, und andere Menschen diese stille Straße gezogen kommen, die aber im Grunde wieder ganz dieselben sind, ganz dasselbe tun.

Nun haben wir auch Sturm. Stark wütenden, furiengepeitschten Sturm. Wie ein rasendgewordener Faun, den seine Lieblingsnixe hintergangen, torkelt er über die Wasser, tritt sie mit dem schwerstampfenden Fuß, daß sie sich emporbäumen, wie ein wildes Tier zum Himmel schreien, der dumpf und stumpf, in ein gleichgültiges, undurchdringliches Grau gehüllt, ihrer tobenden Verzweiflung zusieht.

Der Sturm wächst zu einer Stärke, wie sie hier an der Küste eine Seltenheit ist. Mit langatmigen Stößen jagt er die wirbelnden Wogen vor sich hin wie eine Meute losgelassener Hunde, peitscht sie erbarmungslos gegen die Pfähle des Seesteges, daß sich ihre weißschäumenden Gischtköpfe an ihnen zerschlagen und die Wasser blau-

grün, wie gekocht, davonrollen, noch einmal im ohnmächtigen Widerstande sich emporrecken, wieder zurücktaumeln in die Tiefe, im donnernden Zusammenstoß und am Strande in einem Regen sprühender, gläserner Splitter zerbrechen. Und über die aufgewühlte, wie in einem Hexenkessel brodelnde Masse zuckt der erste fahle Blitz dahin, grollt der langsam, schwer verhallende Donner. Als wäre die Welt aus ihren Fugen.

Aber dann mit einem Male ist einem, als vernähme man in alledem eine Stimme aus der Höhe, als wäre auch dies alles nur Gleichnis dessen, was die ganze Erde heute durchbebt. Als tönten mit eherner Wuchtigkeit auch in dies wahnwitzige Spiel entfesselter Kräfte Töne der Ewigkeit hinein: „Darum fürchten wir uns nicht, wenngleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sänken. Wenngleich das Meer wütete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen."

„Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin."

Vom Weiterleben und Wiedersehen

Blühend in Gesundheit und Frische zog ein Gatte oder Sohn ins Feld hinaus. Nicht nur seine körperliche, sondern seine seelische Blüte stand auf ihrem Höhepunkt. Heilige Begeisterung, frohe Siegeszuversicht, unerschütterlicher Glaube leuchtete aus seinem Antlitz, seiner ganzen Erscheinung. Als erfüllten ihn unsichtbare Kräfte und durchströmten sein ganzes Sein. Manchem war, als sähe er ihn zum ersten Male in seinem Leben. So nahm er Abschied von den Seinen, so blieb er in ihrer unauslöschlichen Erinnerung.

Eines Tages erhielten sie die Nachricht, daß er gefallen war. Konnte es wundernehmen, daß sie sich in diesen jähen Umschwung bei aller Vaterlandsliebe, allem tapferen Sinn schwer zu finden wußten? Das Bild des Urgesunden, Begeisterten, Lebensvollen stand vor ihrer Seele, sie konnten sich ihn gar nicht anders denken — und nun alles dahin, und sie sollten ihn niemals wiedersehen! Der Gegensatz war zu groß, der Absturz kam trotz aller Vorbereitung auf die schwere Gefahr zu jäh. Gewiß, man hatte mit allem gerechnet. Nun aber, wo es eingetreten, begriff man es nicht. So geht es uns ja immer in diesem unzulänglichen Leben.

Die weiterbauende Spekulation setzt ein. Es ist unausdenkbar ist unmöglich, so sagt sich solch ein Vater oder eine Mutter, daß dies wirklich das Letzte, daß dieser blühende Sohn, den wir eben noch in der Fülle seines Lebens vor uns gesehen, für alle Zeit dahin sein soll. Die Größe seines Todes kommt hinzu: für eine heilige Sache hat er sein junges, vielverheißendes Leben eingesetzt. Die Vorstellung der alten Germanen taucht auf: Walküren tragen die im Kampf ruhmvoll Gefallenen zu ewiger Freud und Wonne nach Walhalla. Soll das Leben des jungen Helden unserer Tage spurlos ausgelöscht sein und nichts bleiben als die kalte, welkende Erinnerung? Unausdenkbar!

wiederholt man in fragender Seele. Es muß etwas geben, das über den Tod hinausweist.

Aber was? Ein Wiedersehen in Räumen, die mit den irdischen nichts gemein mehr haben? Gar ein persönliches Wiederfinden? Es ist so schwer, daran zu glauben, es widerspricht jeder nüchternen Überlegung, allen Gesetzen des Verstandes. Und doch erhebt sich eine Stimme, aus den tiefsten Tiefen der Seele stammend, die alle Fühlen und nüchternen Erwägungen des Verstandes überschreit: Es muß so sein, es ist gar nicht anders möglich! Das Leben, aller Heroismus, alle Größe der Auffassung, sie wären unerträglich und absurd, wenn Grab und Verwesung der endgültige Abschluß solcher Heldenleben wären.

Und wieder die Frage: Gibt es ein Wiedersehen?

Es leuchtet ein, daß diese Frage eng verknüpft mit einer anderen, ja abhängig von ihr ist: Gibt es eine persönliche Unsterblichkeit?

„Der Tod ist doch etwas so Seltsames," sagt einmal Goethe zu Eckermann, „daß man ihn, unerachtet aller Erfahrung, bei einem uns teuren Gegenstande nicht für möglich hält und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt. Er ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird. Und dieser Übergang aus einer uns bekannten Existenz in eine andere, von der wir auch gar nichts wissen, ist etwas so Gewaltsames, daß es für die Zurückbleibenden nicht ohne die tiefste Erschütterung abgeht."

Ohne jede Frage hat der verstandesklare, tiefdenkende Goethe an ein Fortleben nach dem Tode geglaubt. Und nicht nur im pantheistischen, wie oft und gerne behauptet wird, sondern auch im persönlichen Sinne. Zum mindesten vertrat er die Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ganz unzerstörbarer Natur sei, „ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit". Die vielen Erfahrungen, die er mit nie ruhendem Eifer und strenger Gewissenhaftigkeit aus seinem Studium der Natur gewonnen, bestärkten ihn nur in der Gewißheit einer Fortdauer nach dem Tode. „Glaubt ihr, ein Sarg könne mir imponieren?" fragt er einmal. „Kein tüchtiger Mensch läßt seiner Brust den Glauben an die Unsterblichkeit rauben."

Ein allem verstandesmäßigen Forschen abgewandtes, unmittelbares Empfinden war es, das Goethe diesen Glauben an eine persönliche Fortdauer des Menschen in die Seele prägte, ein ausgesprochen praktisches Bedürfnis seiner Naturanlage, die im letzten Grunde immer das Positive suchte.

Beweise für die Unsterblichkeit kann und will er nicht angeben.

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn,
Kannst du mir deine Gründe nennen?
Jawohl, der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können."

Als „ein großes Gefühl der Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft" definiert er den Glauben, auf die Unerschütterlichkeit dieses Zutrauens komme es an. Zum Kanzler von Müller, auch einmal zu Riemer, äußert er: Es sei einem denkenden Wesen durchaus unmöglich, sich ein Nichtsein, ein Aufhören des Denkens im Leben zu denken, insofern trage jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich selbst und ganz unwillkürlich (15. Mai 1822 und 19. Oktober 1823), und zu Eckermann bemerkte er: „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja, ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes erhoffen."

Mit Absicht habe ich mit Goethe begonnen und längere Zeit bei ihm verweilt, weil es zu denken gibt, daß dieser verstandesklare, allem Theologischen himmelweit entfernte Mann, dessen Religion man am besten als einen poetischen Pantheismus bezeichnen könnte, dennoch den Glauben an die Fortdauer eines persönlichen Lebens nach dem Tode nicht zu entbehren vermochte.

Aber, abgesehen von Goethe, hat von den ältesten Zeiten her die Frage nach einem Weiterleben jeden Denker und Sucher der Menschheit beschäftigt. Ja, man kann sagen, daß die allmähliche Entwicklung der Unsterblichkeitsidee die Linie der menschlichen Kultur beschreibt, so stark hat sie die Gemüter bewegt.

Euripides hat bereits gemeint, daß das Leben vielleicht richtiger

als der Tod bezeichnet werde und der Tod als der Übergang zum wahren Leben. Plato hat, diesen Gedanken weiterbauend, die Seele aufgehen lassen in der Idee des Lebens. Wenn die Seele den Körper verläßt, so geht sie in das ihr Ähnliche ein, in das Unsichtbare, das Göttliche, das Unsterbliche, das Vernünftige, und Glückseligkeit wird ihr zuteil (Phädon Kap. 9). Die Sehnsucht, die die edelsten Menschen nach dem Jenseits in sich tragen, kann nie getäuscht werden, fügt er hinzu. Der mehr praktisch argumentierende Cicero will durch den Gedanken der Unsterblichkeit jede Todesfurcht besiegen, und auch er tritt für ein persönliches Weiterleben ein, indem er folgert, daß der Tod das Bewußtsein nicht aufhebe.

Die tiefste Prägung aber findet die Idee des persönlichen Fortlebens bei Christus und Paulus: Das Grab nicht mehr die Stätte des Todes, sondern die geheimnisvolle Keimstätte eines neuen Lebens. Christus wird der Erstling derer, für die der Tod als Wirklichkeit nicht mehr in Frage kommt, denen er nur Schlaf ist (1. Kor. 15, 22). Wie das in den Schoß der Erde Hineingesäte nicht lebendig werden kann und Frucht bringen, es sterbe denn zuvor, so muß auch der in die mütterliche Erde gesäte Leib verwesen, um zu keimen und lebendig zu werden. Für den, der seines Heiles in Christo gewiß ist, wird das Sterben nicht mehr zu einem Pein und Grauen auslösenden Prozeß, ist es nicht mehr ein Abschluß, vielmehr eine Erneuerung des Lebens, ein Eingehen in die Gemeinschaft Christi, damit ein endgültiger Sieg über den Tod.

Viele möchten sich von ganzer Seele diesem Glauben hingeben; weniger im Interesse ihrer selbst als derer, die sie liebten, und die ihnen genommen, ersehnen sie die Fortdauer nach dem Tode. Aber auch in ihnen lebt das trauernde Bewußtsein von der Botschaft, die sie hören, und von dem Glauben, der ihnen fehlt.

Nun ist in letzter Zeit so viel des Schweren über sie gekommen, und gerade das Schwere ruft den Kern unseres Wesens hervor. Es ist ein Gedanke von unaussprechlicher Genialität, daß Jesus, was nach der Ansicht der Leute ihr größtes Unglück ist, Leid und Tod zu den stärksten Förderern des Lebens machte. Wer sein Leben behalten

will, der wird es verlieren. Und wer sein Leben verlieret um seinetwillen, der wird es behalten. Indem seine Religion aus dem Leide die tiefste Erkenntnis der Welt und Gottes schöpft, macht sie den von Leid und Verlust getroffenen Menschen fähig, die Stimmen einer anderen Welt zu vernehmen. Es ist, als sprächen die Vollendeten aus dem Jenseits. Nicht nur der in der religiösen Überzeugung wurzelnde Glaube, auch nicht der aus ruhigem Nachdenken stammende Aufbau einer vernünftigen und folgerichtigen Entwicklung: daß, wie aus dem Leben der Tod, so aus dem Tode wiederum das Leben quellen muß. Es ist etwas noch Unmittelbareres und Mächtigeres, das ein persönliches Fortleben fordert, das nicht immer bewußte, aber immer lebendige Gefühl: „Ich breche zusammen, ich trage das Leben nicht mehr, wenn ich glauben müßte, ich hätte, was mir Wesen und Wert des Lebens ausmacht, für immer verloren!" Zur Lebenserhaltung des Einzelnen wie der Art ist der Glaube an die Fortdauer des Lebens notwendig. Der Gedanke eines Wiedersehens aber ist nicht nur mit der Unsterblichkeitsidee auf das engste verbunden, er gibt dieser erst Kraft und Adel. Er nimmt dem Tode die Unklarheit und die Schrecken zugleich, erhebt über das Selbstische und bindet die Lebenszuversicht an ein anderes geliebtes Wesen.

Das Wiedersehen läßt sich ebensowenig mit Gründen belegen oder gar folgerichtig beweisen wie die Fortdauer nach dem Tode. Auch hier sind die praktischen Momente die ausschlaggebenden. Schließlich wird alles, was wir empfinden und erleben, nach praktischen und nicht nach vernunftgemäßen Instanzen entschieden. Unsere ganze Weltanschauung ist im letzten Grunde weniger das Produkt unserer Überlegungen und Überzeugungen als unserer Wünsche und Hoffnungen. Der Wille ist ein stärkerer Herrscher als das Wissen. Auch der Glaube ist, recht betrachtet, in viel höherem Maße Produkt des Wollens als des Denkens. Mag feineren Geistern dies grob und unlogisch vorkommen, in den über unser Wissen und Erkennen hinausweisenden Fragen wird der Wille stets entscheidender sein als die Intelligenz.

Niemals ist mir dies so klar geworden wie in dieser Zeit. Der

Wunsch eines Wiedersehens, ja die feste Zuversicht, daß es mit diesem Leben und Sterben nicht aus sein kann, beseelt auch Menschen, die bisher lediglich vernunftgemäß zu denken gewohnt waren. Er lebt mit starker Inbrunst in den Herzen junger Männer, die ihm bisher nicht viel nachgedacht, ja ihm vielleicht mit einer gewissen Skepsis begegnet sind. Als ein Beispiel führe ich wörtlich eine Stelle aus dem Briefe eines jungen Offiziers an, der seine Mutter über den Tod des gefallenen Bruders trösten wollte und bald darauf selber fiel: „Vor allem tröste Dich der liebe Gott und der stolze Glaube, daß die Helden ja nun erhaben sitzen droben im Ehrensaal des Himmelreiches, der Glaube, daß es mit dem leiblichen Hinschwinden nicht aus ist, nie und nimmer, sondern die treuen, liebenden Seelen alle sich einst wiedervereinigen in ungeahnter, für uns unfaßbarer Herrlichkeit und Seligkeit. Ich habe diesen felsenfesten Glauben an die Weisheit und Güte des unbegreiflichen allmächtigen Gottes, an die ewige Wiedergeburt im Kriege jetzt, in Nacht und Feuer, so tief im Innersten gewonnen und verankert, daß kein Spott, keine Skepsis in späteren Friedenszeiten, wenn ich sie erleben sollte, mich darin erschüttern soll."

Es spricht eine so jugendliche Energie und männliche Entschiedenheit aus diesen Worten, daß ein Zweifel an der Aufrichtigkeit solchen Bekenntnisses unmöglich ist.

Wer will sich deshalb vermessen, mit kalten Verstandesgründen den dem Menschen ursprünglichen und eingeborenen Glauben eines Weiterlebens und Wiedersehens zu entkräften? Ich möchte sagen: Das Gebundensein an das Zeitliche ist die Form unseres Lebens, sein Inhalt aber ist: Bewußtsein der Ewigkeit. Um diesen Inhalt zu finden und zu befestigen, müssen wir leiden und verlieren. Je mehr wir verlieren, um so mehr wird uns zumute sein, als würde langsam ein Stück nach dem anderen von unserem eigenen Leib und Leben von uns gerissen. Bis das Ich sich mehr und mehr von uns scheidet und eingeht in seinen göttlichen Inhalt.

In der Zeit zur Ewigkeit erwachen, das ist vielleicht der höchste Sinn, und in der Zeit für die Ewigkeit zu wirken nach dem Worte

Christi: „Wirket Speise, nicht die vergänglich ist, sondern die da bleibet in das ewige Leben", der letzte Zweck unseres Daseins. Denn nicht darauf kommt es an, was einer tut, sondern daß er in seinem Tun Ewigkeitswerte schafft.

Und unsere Lebensbestimmung, sofern wir leiden und verlieren müssen: das, was geschehen muß, nicht widerwillig auf uns nehmen, sondern durch Kampf und Schmerz zum befreienden Erleben, zum Tragenwollen gestalten und uns immer klarmachen: nur die Erlösung von dem leiblichen Ich wirkt das ewige Leben und gewährleistet das Wiedersehen.

Es gibt etwas in uns, das stärker ist als alles Forschen und Erkennen, stärker auch als alles Wissen und Grübeln: der echt menschliche, über sich und sein ganzes Sein hinausweisende Lebenstrieb. Und es gibt etwas, das nie aufhöret, das ist die Liebe. Jedes Wesen, das liebt und geliebt wird, erwirbt einen Anspruch auf Unsterblichkeit. Und wo dies Leben zwei Wesen über allen Schein hinaus zu einem gemacht, wo sie sich im Besten und Größten gefunden, da ist der Tod nicht der Vernichter, sondern im Gegenteil das Licht, an dem die Ewigkeit der Liebe sich entzündet.

So ist es das Ziel allen Lebens: das Zeitliche durch das Ewige, das Irdische durch das Göttliche zu überwinden. Dann wird uns der Tod kein Aufhören, sondern der Eingang sein zu einer vollkommeneren Form des Lebens, zum Wiederfinden dessen, was wir geliebt, in verklärter Gestalt, wie es auf Wildenbruchs Grabtafel in Weimar zu lesen ist:

> Tod nur Schlaf der niemals wach Gewesenen,
> Niemals stirbt, wer wach gelebt.

Aufleuchtende und wandernde Sterne

Was der abendländischen Kirche das Weihnachtsfest, das war der morgenländischen das Epiphanienfest. Und weil es zu seiner Grundlage die schöne Geschichte von den Weisen aus dem Morgenlande hatte und man im Hinblick auf mehrere Psalmenstellen diese als Könige bezeichnete und ihre Zahl wegen ihrer dreifachen Gaben auf drei festsetzte, so hat es seit alter Zeit den Namen „Fest der heiligen drei Könige" bekommen.

Aber die drei Könige sind es gar nicht, die im Mittelpunkt der schönen Epiphanienkunde stehen, sondern etwas anderes: die wunderbare Geschichte von dem aufleuchtenden und wandernden Stern.

Von jeher hat die Astrologie ein großes Gewicht auf die etwa alle zwanzig Jahre wiederkehrende Vereinigung der beiden Planeten Jupiter und Saturn gelegt, weil sie dadurch eine wichtige Begebenheit irgendwo auf der weiten Erde angedeutet glaubte. Nun hat kein Geringerer als der berühmte Astrolog Kepler den astronomischen Nachweis geführt, daß sich gerade um die Zeit der Geburt Christi eine sehr merkwürdige Verbindung nicht nur von Jupiter und Saturn, sondern dazu noch von Mars ereignet habe, ja, daß zu diesem Dreigestirn ein außerordentlicher Stern von der Helligkeit eines Fixsternes erster Größe getreten sei. Diese ganz seltsame Vereinigung hielt Kepler für den „Stern der Weisen".

Es ist merkwürdig und immer von neuem erstaunenswert, welch einen Scharfsinn die Menschen aufwenden, um das Wunderbare zu erklären. Entweder tun sie es mit einem müden Achselzucken ab, oder sie ruhen nicht, bis sie es vor aller Welt „klar" gemacht. Als ob wir nicht überall und fortwährend vom Wunderbaren umgeben wären, als ob wir überhaupt irgend etwas „erklären" könnten. Das Natürlichste ist zugleich das Wunderbarste. Wer von uns allen ver-

mag nur das Nächstliegende zu „erklären“: sich selber? Wer das letzte aller Rätsel verstehen: das seines Werdens und Wachsens, seines Wollens und Leidens, seines nie gestillten Hungerns und Dürstens, seines unauslöschlichen Unbefriedigtseins und immer neuen Verlangens — und schließlich seines Verstummens mitten in allem Suchen und Streben, mitten im Bruchstück gebliebene Dasein?

Alles, was wir sind, ist gleichermaßen dem Werden wie dem Vergehen untertan. Gewiß, es muß hinter dem ewigen Wechselspiel der Erscheinungen einen beharrenden Grund geben. Aber wir kurzlebigen Menschen können ihn nur ahnen, suchen, glauben. Weise ist der allein, der den Schein dieses Lebens durchschaut und das Gleichnisartige, das in allem beschlossen liegt, was er denkt, tut, leidet. Und manch einer muß bitter ringen und enttäuscht werden, bis er zu dieser allein erlösenden Erkenntnis kommt und zu dem Frieden, der in ihr beschlossen liegt. Denn alles Werden und Erkennen ist im letzten Grunde nur das Ergebnis kämpfender Gegensätze und der Krieg der Vater aller Dinge. „Die Grenzen der Seele wirst du nicht finden,“ sagt einmal Heraklit, „und wenn du alle Wege durchliefest, so tief ist ihr Wesen.“

So ziehen wir allesamt durch die Zeit hin, die uns gegeben ist, Blinde und Sehende zugleich, zweifelnd oft, welches das größere Glück ist, das Sehen oder die Blindheit. Der Körper ist die Form unseres Seins und seine Idee die Seele. Beide aber sind Gleichnisse. Und wirklich ist nur eins: der unserem Sein von Natur aus innewohnende, nie zu stillende Drang, das Wahre zu erkennen. Wer ihn nicht hat und brennend spürt, der ist nicht wirklich. Er ist nur eine Form des Daseins, niemals sein Zweck oder sein Abbild.

Ja, wirklich ist inmitten allen zerrinnenden Seins nur eins: der Glaube und die Sehnsucht.

Ob Kepler recht hat oder nicht, ob sich zur Zeit der Geburt Christi eine so wunderbare Vereinigung der Planeten fand, ob es drei oder vier Gestirne waren, die sie herbeiführten, das alles ist etwas vollständig Gleichgültiges und Untergeordnetes. Gleichgültig und untergeordnet ist es auch, ob die Weisen aus dem Moregnlande tatsäch-

lich solch einen Stern mit ihren Augen sahen. Daß ihre Sehnsucht ihn suchte, ihr Glaube ihn fand, das ist das Wesentliche an der Geschichte — und das Wirkliche zugleich.

In der Gefangenschaft Israels in Babylon waren die Heiden mit der Sehnsucht und dem Schmerze des gedemütigten Volkes nicht nur bekannt geworden, hier hatten dieser Schmerz und diese Sehnsucht ein gleiches Empfinden in ihren empfänglichen und des Bestehenden müden Herzen ausgelöst. Ohne diesen Schmerz und diese Sehnsucht hätten sie niemals den Stern gesehen, wäre der Himmel ihnen immer und ewiglich dunkel geblieben. Wer will das bestreiten? Nicht der Stern, ihr Glauben und ihr Sehnen war das Wirkliche.

Wer inmitten eines von lauter Dunkel und Leid erfüllten Lebens den Drang solcher Sehnsucht nicht zu unterdrücken vermag, wer in dieser unserer Zeit der Auflösung und des Unverständlichen an diese Sehnsucht sich klammert und in allem Zweifel und Zagen, das sein Herz unruhig hin und her wirft, die eine, letzte Kraft sich erhält: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!" — der wird den Stern aufleuchten sehen, der damals den Weisen aus dem Morgenlande erschien — ein anderer niemals. Und wäre er der genialste aller Astrologen und wüßte er alle Weisheit und alle Erkenntnis.

Je dunkler es um uns und in uns ist, um so größer ist die Lichtsehnsucht. Und wir können sie nicht unterdrücken, ob wir wollen oder nicht. Denn sie ist mit uns geboren. Sie ist ein Stück von uns, das einzige Wirkliche inmitten alles Schatten- und Gleichnisartigen um uns und in uns. Nicht im Stern liegt das Wunder, sondern im Menschen, in seinem Suchen und Sehnen, seinem Glauben und Hoffen. Denn der sehnende und suchende Mensch allein ist beides: das Wirkliche und das Wunder.

Ein jeder von uns hat Stunden durchgemacht, wo ihm ungeahnt und urplötzlich in der Nacht seines Zagens und Irrens, seines Leidens und Zweifelns solch ein Stern aufging, der sein ganzes Sein und Erkennen hell machte und erleuchtete. Ein jeder auch Stunden, wo

ihm über eine Sache, die ihm trotz allen Überlegens, trotz tage- und nächtelangen Sinnens dunkel und unklar geblieben, mit fast elementarer Gewalt klare und rettende Erkenntnis ward, wo er wußte, wie er sie anzugreifen, was er zu tun und zu lassen hatte. Das sind die Erleuchtungen aus der Höhe, ohne die das ganze Leben nicht zu leben und nicht zu meistern wäre.

Die verschiedenste Gestalt nehmen diese aufleuchtenden Sterne: ein einmal flüchtig gehörtes, längst vergessenes, nun mit Urkraft aufwachsendes, aufrüttelndes Wort. Ein Erlebnis, im rauschenden Strome der Ereignisse versunken und verschüttet, nun seine laut mahnende Stimme erhebend. Eine Erinnerung, geweiht einmal und geheiligt, in der Plattheit der Alltäglichkeit begraben und vergewaltigt, nun in neuer Jugend und Schöne pochend und zurückführend zu dem Großen und Guten. Ein verhallender Klang der Kindheit, eine nagende Schuld da drinnen, ein Sichbesinnen auf sich selber und seine Verantwortung vor Gott und den Menschen — wer will sie mit Namen und Begriffen nennen alle diese aufleuchtenden Sterne unseres dunklen Seins, die den Weg zum Ursprung aller Dinge uns weisen, zu Gott und zur Heimat unserer hier in Irrtum und Banden gefangenen Seele?

Denn auch das andere, worüber sich unweise Weise und töricht gewordene Gelehrte die altersschwachen Köpfe zerbrechen, ist ganz und gar unwesentlich: ob dieser Stern wirklich vor den Königen aus dem Morgenlande hergewandelt sei, bis er ihnen das Ziel ihres Suchens, das gebenedeite Haus in Bethlehem, gewiesen. Nicht auf das Wandern des Sternes kommt es an, sondern auf etwas ganz anderes.

„Folge deinem Stern!“ das ist der ernste Gedanke dieser Dreikönigsgeschichte, insbesondere in einer so sternenlosen Zeit wie der unseren.

Welchem Stern? Dem, den göttliche Fügung in deine Seele gesenkt, den sie klar und hell vor dir aufleuchten läßt in dunkler, uferloser Nacht. Und wenn sie alle untreu werden — bleibe dir selbst getreu! Denn nichts anderes heißt seinem Sterne folgen.

Es gibt nichts Verkehrteres, als immer von der Treue gegen andere, ja gegen Gott und die Sache zu reden, anstatt als den Quellpunkt aller Treue die gegen sich selber zu künden. Sei dir getreu, dann wirst du es anderen sein können. Sonst nicht. Sei dir getreu, dann wirst du es deinem Vaterlande sein können. Sonst ist alle deine Vaterlandstreue Phrasentum, an dem du dich berauschest, Hurrapatriotismus ohne Kern und Mark. Sei dir getreu — dann wirst du es Gott sein können. Sonst ist alle deine Religion und Gottesfurcht Lippenwerk und angelernter Kram ohne Ewigkeitsgehalt und Lebenskraft!

Aber freilich, was gibt es heute in diesem undurchdringlichen Wirrwarr der Ereignisse, diesem unverständlichen Chaos der Erfahrungen und Erlebnisse wohl Schwereres, als sich selber treu sein und bleiben?

Nur eins führt zu ihm: die Sehnsucht und der Glaube. Denn über diese arme, blöde Welt der stückweisen Erkenntnisse und des täuschenden Seins hinweg bauen diese beiden die Brücke hin zu der Welt des Ewigen, lehren sie die einzige Kunst und Kraft unseres Daseins: was wir sehen, erleben, erleiden, unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit zu sehen, zu erleben, zu erleiden. Und was die Hauptsache ist: unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit zu handeln.

Wer die Sehnsucht und den Glauben im nie befriedigten Herzen trägt, der sieht in dunkler Nacht die Sterne nicht nur aufleuchten — er sieht sie auch wandern, deutlich, sichtbar vor sich her. Und er folgt ihnen, seiner Bestimmung, seinem Ziel gemäß, festen Fußes, unbeirrbaren Sinnes, treu bis in den Tod, der Krone gewiß.

Ein weises Herz

„So gib mir nun Weisheit und Erkenntnis, daß ich vor diesem Volke aus und ein gehe", fleht Salomo, als ihm der Herr im Traume erscheint und zu ihm spricht: „Bitte! Was soll ich dir geben?"

Jung war Salomo zur Regierung gekommen. Er war der Nachfolger eines großen Vaters. Das erschwert jede Regierung. Die Schar der Schmeichler und Günstlinge, die anwachsende Menge der Feinde ringsumher, die voller Neid und Mißvergnügen auf den weitstrahlenden Ruhm des jungen Reiches blickten, Prunk und Pracht, die sich in das Leben des Hofes und der reichgewordenen Bürgerschaft einschlichen, machten seine Königsaufgabe schwierig. So fleht er nicht um Gut und Ehre, noch um der Feinde Seele, sondern um ein weises Herz.

Je wichtiger der Posten, auf den Gott einen Menschen gestellt, um so vergeblicher die besten Anlagen, das heißeste Mühen, wenn nicht ein weises Herz die Grundlage allen Ratens und aller Taten ist. Und wer den scheinbar geringsten Beruf ausübt, das weise Herz gibt ihm Adel und Größe. Man erzählt, daß in einem Stranddorfe an der Ostsee die Fischer jedesmal beim Ausfahren beten: „Gott, bewahre mich! Mein Kahn ist so klein, und dein Meer so groß!"

Wieviel Gebete steigen in dieser zum Gebet zwingenden Zeit wohl täglich, stündlich zum Himmel! Um Erhaltung des Lebens, Bewahrung des Geliebten, um Milderung der täglichen Sorgen, um Gesundheit und das liebe tägliche Brot. Und brünstiger als sie alle das eine: um Deutschlands Wohl. Das wichtigste aber ist das Salomogebet: um ein weises Herz.

Erkenntnis ist die erste Gabe des weisen Herzens. Die Zeit, in der wir leben, in ihrem Wesen zu erfassen und danach zu werten, das ist die Aufgabe, an der heute niemand mehr vorüberkann. Unweise

ist der, der heute noch sein Leben nach denselben Gesichtspunkten, denselben Zielen anlegt und führt wie vor vergangenen Jahren. Es ist fraglos: in erster Reihe ist der Kampf, der uns aufgezwungen, den wir zähen Mutes durchhalten müssen, ein sehr realer und nüchterner: um unsere Existenz. Indem wir aber um den Platz an der Sonne kämpfen, den man uns nehmen will, führen wir zugleich den Kampf um unsere geistige Existenz, um eine religiös-sittliche Weltanschauung und ihre Berechtigung, um eine Verinnerlichung und Vertiefung des deutschen Volkslebens. So muß in diesen Tagen ein jeder ein Kämpfer sein; wer es handelnd nicht sein kann, muß es um so ernster leidend sein. Die Nichtkämpfenden sind die Überflüssigen. Die Richtschnur aber, die einem jeden sein Handeln und Nichthandeln vorschreibt, liegt in ihm selber.

Wenn man das Leben betrachtet, das heute infolge eines Krieges, der die schwersten Opfer gefordert hat, geführt wird, dann möchte man nicht sagen, daß die Erkenntnis des Wesens und Wertes der Zeit der Masse des Volkes aufgegangen. Im Anfang und im ersten Verlauf des Krieges, da war es etwas anderes, da ging es wie ein schauderndes Innewerden einer großen, ungewohnten Zeit durch weite Kreise. Man schlug sich an die Brust und verstummte. Die Vergnügungslokale blieben geschlossen, die Restaurants und Cafés wurden leerer, die Theater spielten gar nicht oder vor einem kleinen Zuhörerkreis. Heute rennt, läuft, spielt, geigt, vergnügt sich alles in alter Weise. Vorträge, Konzerte, Theater sind besser besucht als in früheren Zeiten. Gewiß, einer ernsten Kunst, einer veredelnden Bildung darf man nicht entgegen sein. Aber — eigentümlich mutet es doch an, wenn man ringsumher, inmitten eines um seine Existenz kämpfenden Landes, angesichts der Ungezählten, die Leben und Blut darangegeben haben, ein Leben entfalten sieht, als gäbe es das alles gar nicht.

Erkenntnis des Wesens und Wertes dieser Zeit heißt Rückkehr zu der Einfachheit und Schlichtheit unserer Väter. Gerade diese väterliche Anspruchslosigkeit und Schlichtheit war der Quell der deutschen Kraft. Sie war uns verlorengegangen. Diese Zeit muß sie uns

wiedergeben. Sonst wäre einer der wichtigsten Werte, die sie bei allem Schweren und Furchtbaren bringen könnte, unwiederbringlich dahin.

Ein weises Herz schenkt noch eine andere Gabe: den Gleichmut der Seele. In dieser Zeit, die an die Arbeit und Kräfte des Einzelnen ganz besondere Ansprüche stellt, die uns das Gefühl nie loswerden läßt: Wir werden nicht annähernd dem gerecht, was wir tun sollten, möchte man sich jeden Morgen das alte Horazwort aufs neue fest in Kopf und Herz prägen: „Aequam memento rebus in arduis servare mentem" („Den Gleichmut such' in schweren Dingen zu wahren dir!"). Die rechte Ruhe aber, die sich weder durch die Ereignisse noch durch Menschen erschüttern läßt, die, von der Notwendigkeit allen Geschehens überzeugt, das ihre gewissenhaft tut, den Erfolg aber Gott überläßt, die vor allem sich durch Kleinigkeiten (und wieviel ist heute klein, was uns früher riesengroß erschien!) niemals aus der Fassung bringen läßt, diese überlegende und überlegene Ruhe gibt kein angestrengtes Wollen, kein kategorischer Imperativ. Sie ist die Gabe des weisen Herzens. Dies allein sagt uns, daß wir in dieser Zeit des unaufhörlichen Hingebens des Letzten gar kein Recht mehr besitzen, aus uns, unserem Leben und Tun wunder was zu machen, daß wir eben wirken, was in unseren Kräften steht, und so lange wirken wiederum, wie es in unseren Kräften steht, alles andere aber in eine höhere Hand stellen müssen.

Denn gerade hier tritt die letzte Instanz unseres Tuns und Lassens in Kraft: das Gewissen. Dies und ein weises Herz gehen ineinander auf, sind ein Begriff, nur von verschiedenem Gesichtswinkel aus gesehen. Die Grundfrage des ganzen Lebens und Wirkens, die Grundfrage vollends unserer Stellung zu dieser unserer Zeit ist die: Ist unser Gewissen rein oder unrein? Haben wir ein gutes oder ein böses Gewissen?

Nur mit einem guten Gewissen vermag der Mensch etwas zu leisten, nur dies macht ihn fruchtbar, schöpferisch, zeigt ihm die Ziele, zugleich die Grenzen seiner Kraft, macht seine Arbeit ersprießlich für die anderen, segensvoll für sein Volk und Vaterland. Wer heute mit

unreinen Händen an sein Tagewerk herangeht, wer im Grunde nur in dem Bestreben der Selbstbereicherung und Selbstberäucherung seine Arbeit verrichtet, der bedarf des Richters nicht. Er hat sich selbst gerichtet. Und er mag es verbergen, wie er will, mag es in scheinbaren Opfern und Äußerlichkeiten vor den Augen seiner Mitmenschen zu verstecken suchen, es gibt Stunden, wo er fühlt, daß er gerichtet ist. Diese seine Zeit ist seine Richterin. Denn sie duldet keinen Schein mehr; und das Sein gilt in ihr.

Selbstverständlich gibt es unter keinen Umständen ein absolut, sondern nur ein relativ gutes Gewissen. Das „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Menschen", das Scheelsehen auf den Nächsten, der nicht genug tut, nicht genug entsagt und gibt, würde stets das Zeichen eines unweisen Herzens sein. Das Leben und Streben heißt nicht etwa ein gutes Gewissen haben, sondern nach ihm ringen. Kampf bis aufs Blut mit dem schlechten Gewissen ist die einzige Möglichkeit, zu einem guten zu gelangen.

Bedenken wir, daß die größte Bewegung der deutschen Geschichte, die Reformation, lediglich aus solchem Kampfe, aus der Gewissensangst und Gewissensnot eines gequälten, mit sich hadernden Herzens entstanden, daß Luther erst dann zum Frieden mit sich und seinem Gott kam, als er den andringenden Sturm dieses Gewissens durch die entschlossene Aufgabe alles dessen beschwichtigte, was ihm bisher durch Tradition und Glauben geheiligte Wahrheit gewesen — dann verstehen wir nicht nur die Reformation, sondern jede geschichtliche Erhebung und Bewegung, auch die unsere, in ihrem Kern.

Dann wird uns zugleich der tiefe Sinn dieser Salomogeschichte aufgehen. Das Gebiet der Träume ist uns trotz aller Mühe, die man ihm zuwendet, immer noch ein völlig unerforschtes. Vielleicht hat die Erklärung etwas für sich, daß alle Träume dem Wunsche oder der Furcht entspringen. Was wir wünschen oder was wir fürchten, das sucht uns heim in den Träumen der Nacht. So oft hatte Salomo mit seinem Gott im Gebete gerungen, um Weisheit und Erkenntnis, nun erschien ihm Gott im Traume: „Bitte! Was soll ich dir geben?"

Alle Helden im Reiche Gottes sind Beter gewesen. Im Gebet lag ihre Stärke, im Gebet ihr Sieg. Erst als Luther alles eigene Wollen und Tun aufgab und seine Sache der Gnade anheimgab, sein Werk im Glauben aufgehen ließ, reifte er zu der höchsten Erkenntnis empor, die je ein religiöser Schöpfer geprägt hat: die Rechtfertigung des Sünders durch die Gnade.

Auch die Helden dieser Zeit sind Beter: männliche ernste Beter. Wo ich damals an den Fronten auch Soldaten oder Offiziere gesprochen habe: an der West- oder Ostfront, im Schützengraben, im Soldatenheim, im Kasino, in stillen Nächten auf einem zerschossenen Bahnhof oder an der Tafel eines Stabes, sowie die erste Fremdheit, die erste natürliche Scheu abgestreift, wandte sich das Gespräch bald den tiefsten und letzten Fragen des Lebens zu. „Wie oft habe ich an einem einsamen Grab zu später Nachtstunde, wenn der Feind schwieg, die Worte gesprochen: ‚Der Herr segne und behüte dich'", schrieb mir damals ein junger Kompagnieführer. „Wer jetzt nicht fühlt, daß es einen Gott gibt, dem ist nicht mehr zu helfen", war eins der ersten Worte, die mir Hindenburg sagte, als auch wir auf diese Dinge kamen.

Aber selbst das religiöse Leben hat schließlich nur Zweck und Sinn, wenn seine Quelle ein weises Herz, d. h. wenn innere Läuterung mit ihm verbunden ist. Einer unserer Führer hat einmal gesagt: „Wir Deutschen brauchen schwer errungenen Sieg." Das war bereits vor Jahren. Die Folgezeit hat es bestätigt. Was aber wäre das Furchtbare?

Wenn diese lange, furchtbar ernste Zeit, anstatt unser Volk immer tiefer zu läutern, zu einer Gewohnheit würde. Zu einer abstumpfenden, kalt und gleichgültig machenden Gewohnheit. Sind wir durch all das Schwere geläutert?

Wenn wir heute noch von Verfügungen gegen den Wucher mit Lebensmitteln, von der absichtlichen, geldgierigen Zurückhaltung der unumgänglich notwendigen Nahrungsstoffe lesen, wenn wir sehen, wie das Leben der nicht direkt Getroffenen in Lust und Leid, in Alltagsfreude und Alltagssorge seine alten ausgetretenen Bahnen gemächlich weitertrottelt, wenn wir von Zeichen unglaublicher Ver-

rohung unter der halbreifen Jugend hören, von lüsternen Büchern und bösen Taten — dürfen wir dann von einer Läuterung unseres deutschen Volkes sprechen? Es kommt, das lehrt uns diese Zeit so recht deutlich, nie auf das an, was einer erlebt, sondern wie er es zum eigenen läuternden Ergebnis gestaltet. Die Bitte um ein weises Herz ist die rechte.

„Das dritte Bataillon erhält den Auftrag, das Schlachtfeld zu säubern," so hieß es in einem früheren Bericht. „Schwere, traurige Arbeit. Kein Auge bleibt trocken. Wir betten 30 Deutsche, 70 Russen in die Erde. Ich nehme einem Oberleutnant der Reserve, einem Bankbeamten aus dem Westen, den Brustbeutel ab. Da steckt das Bild seiner Frau mit ihren drei kleinen Kindern. Stumm, der Sprache nicht mehr mächtig, empfehlen wir den Toten der Gnade des Herrn. An anderer Stelle tue ich einen Schulkameraden, der mich vor drei Tagen freudig begrüßte, in das Grab."

Wer solche schlichten und packenden Schilderungen gelesen hat, die ich wiederum dem obenerwähnten Briefe entnehme, der möchte sich im Angesichte des großen Sterbens um ihn her, selber heute vom Mantelsaume des Todes gestreift, gleich Salomo das eine nur wünschen: das weise Herz, das wie zu der rechten Erkenntnis des Lebens, so auch zu der des Todes führt. Es ist so viel in diesen Tagen über den Tod geschrieben, so viele trauernde und einsam gewordene Seelen sind wieder und wieder mit dem Hinweis auf das allgemeine Leid, das jetzt durch die Erde geht, getröstet worden. Aber alle Reden über den Tod schaffen seine Bitterkeit nicht aus der Welt, und bei jenen gutgemeinten, aber recht billigen Trostworten sollte man nicht vergessen, daß jeder sein Leid als etwas ganz Besonderes, ganz Neues erlebt. Nein, auch hier kann nichts heilen als die eigene aus der Kraft des weisen Herzens geschöpfte Erkenntnis, daß ein langes Leben nicht der Güter höchstes ist, daß oft das kürzeste Leben viel inhaltreicher und segensvoller sein kann als die Wallfahrt eines Methusalem.

Sollte uns die gewiß nicht auffällige Tatsache, daß Jesu welterlösendes Wirken nur die kurze Frist von drei Jahren umfaßte, nichts zu denken geben? Wer lange lebt, lebt lange im Leide. „Lange leben,

heißt viele überleben, mit welchem Herzen, welchem Nutzen?" Für den Christen aber mit dem weisen Herzen heißt lange leben für eine um so längere Gnadenzeit verantwortlich sein. Und die Erfahrung zeigt: „Je älter, um so kälter!"

Moltke hat einmal gesagt, kein Landerwerb, keine Million könne die Trauer der Familien aufwiegen, die der Krieg verursacht. An dieser Trauer teilzunehmen ist die Ehrenpflicht eines Volkes, für das die besten Söhne unseres Vaterlandes geblutet. Schon dies sollte unserem Leben und Treiben ein anderes Gepräge geben, sollte alle Deutschen zu einer Familie der Mitleidenden machen. Durch den Ernst und die Würde unserer Lebensführung sollten wir hier drinnen die Gräber der Gefallenen ehren, wie es die da draußen in treuer Kameradschaft getan haben.

Eine ergreifende Romantik sprach aus diesen Heldengräbern im fremden Land, wie sie damals bei schneller Autofahrt auftauchten und verschwanden. Auf einsamem Feld, im dichten Wald, hart an der Straße ein Kreuz, aus dem Dunkel der Bäume, aus dem grau schimmernden Acker grüßte es still und mahnend herüber. Im großen Walde bei Augustow sah ich eine Riesenanlage solcher Gräber.

Aber nichts Schematisches oder gar Abstoßendes war in dieser Anlage. Unter den rauschenden Bäumen lagen unsere Helden wie zum Schlummer gebettet, des Himmels Wolken zogen über sie dahin, der Wind, der durch die dichten Wipfel rauschte, sang sein Lied von Tod und Sieg.

Ein weises Herz, das das Leben erkennen und den Tod verstehen lehrt, das wirkt, solange es Tag ist und die Nacht nicht fürchtet, ein Herz voller Gottesfurcht und Siegesglauben ist die Gabe, die wir Deutschen mit Salomo für diese furchtbar schwere Zeit erflehen wollen.

Glauben und Tat

„Glauben Sie, daß Deutschland diesen Niedergang überleben wird? Glauben Sie, daß wir noch einen Aufschwung erleben werden?"

Es gibt keine nichtssagenderen Fragen als diese. Was wir in dieser Beziehung glauben, ist sehr unwesentlich und gleichgültig. Es ist ein sprachlicher Mißbrauch, der mit dem Worte „glauben" getrieben wird, wenn wir es an die Stelle von „meinen" setzen. Das Wort „glauben" hat eine ganz andere und tiefere Bedeutung, insbesondere in einer Zeit wie dieser. Anstatt zu sagen: „Glauben Sie, daß Deutschland aus dieser schweren Zeit geläutert hervorgehen wird?" wollen wir sprechen: „Ich glaube an den Aufstieg Deutschlands — fest und unverbrüchlich". So nur werden wir der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes gerecht.

Denn der Begriff „glauben" kommt von dem altdeutschen „glowen" her. Unser schönes Wort geloben, auch sich verloben, ist aus ihm entstanden und gibt seinen Sinn am besten wieder. Also nicht nur: Ich glaube an mein Vaterland, an seinen einstigen Aufstieg und seine Größe. Sondern: Ich gebe mich meinem Vaterland mit Herz und Hand hin. Der Begriff des Opfers liegt hierin enthalten. Glaube und Opfer treten in ein inneres Verhältnis. Solcher Glaube ist jetzt, je schwerer die Zeiten werden, die Hauptsache für uns. Er bedingt die Liebe und schließt sie in sich, denn wahre Liebe ist immer Hingabe „Nichts kommt mir so teuer vor als das, wofür ich mich selbst hingeben muß", sagt einmal Goethe.

Den rechten Sinn für diese Bedeutung des Wortes „glauben" hat uns eigentlich erst Martin Luther geöffnet. Bis dahin hatte es selbst in der Kirche keine andere Bedeutung als die „für wahr halten". Glauben war unbedingte und widerspruchslose Annahme dessen, was die Kirche lehrte. Da kam Luther, und seine eigentliche reformatorische Tat war, daß er den Begriff des Glaubens in seines Wesens

Tiefe und Größe erfaßte. Kein kaltes Fürwahrhalten mehr, überhaupt nichts Theoretisches, etwas Praktisches war ihm Glauben. Die ganze vertrauensvolle Hingabe des Herzens, die durch keinerlei kirchliche Bevormundung gehemmte Selbsterschließung der suchenden Seele an ihren Gott, das ganz persönliche, auf freudigster Zuversicht gegründete Verhältnis zu ihm bedeutet für Martin Luther Glauben.

Dieser Selbsthingabe und Selbsterschließung tritt nun die Hingabe und Erschließung von seiten Gottes entgegen. Sie heißt Gnade. Die Sprache hat kein zweites Wort, das so hell leuchtet und so tief dringt, und das Leben keine Erfahrung, die so beseligend ist. Ja, man kann getrost sagen: ein Leben, das die größten Erfolge und Errungenschaften aufzuweisen hat, bleibt dennoch arm und nicht lebenswert, wenn es niemals der Sonnenstrahl der Gnade erleuchtet und erwärmt hat. So groß und so frei ist die Gnade, daß sie sich niemals erwerben oder erzwingen läßt. Verdienste und gute Werke sind völlig ohnmächtig ihr gegenüber. Gott gibt sie oder gibt sie nicht. Aller Fanatismus und Heroismus zu verdienstlichen Taten und Werken der Barmherzigkeit nützen zur Erringung der Gnade nichts. Niemand hat es erfahren wie Luther selbst, als er als junger Mönch im Augustinerkloster zu Erfurt nicht nur alle Vorschriften und Gebote der Klosterregel auf das strengste erfüllte, sondern sie durch sonderliche Leistungen im Wachen, Fasten, Kasteien seines Leibes zu überbieten suchte, so daß er später von dieser Zeit sagte: „Wenn einer damals gelehrt hätte, was ich jetzt durch die Gnade Gottes lehre, ich würde ihn mit den Zähnen zerrissen haben."

Und ein andermal: „Wahr ist's, ein frommer Mönch bin ich gewesen und habe meinen Orden so streng gehalten, daß ich's nicht aussagen kann. Ist je ein Mönch in den Himmel kommen durch Möncherei, so wollte ich auch hineingekommen sein. Das müssen mir bezeugen alle Klostergesellen, die mich gekannt haben. Denn ich hätte mich, wo es länger gewährt hätte, noch zu Tode gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und anderer Arbeit."

Und die Folge all dieses unentwegten Mühens, dieses verzweifelten Ringens und Suchens?

„Nachdem ich über zwanzig Jahre ein frommer Mönch gewest, täglich Messe gehalten und mich so mit Beten, Fasten geschwächt, daß mein nicht lange sollt gewest sein, wenn ich darin geblieben wäre, was hab' ich denn nu damit ausgericht, denn daß ich mich gemartert und verderbt und die Zeit verloren habe und muß nu das Urteil Christi darübergehen lassen: du hast es ohne mich getan, darum ist es nichts und gehört in mein Reich nicht, kann weder dir noch andern helfen zum ewigen Leben."

Man wäre versucht, die zweifellos nur von der irdischen Liebe gemeinten Worte 1. Kor. 13, 3 hier auf die göttliche anzuwenden: „Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze."

Wissen ist nichts und Tun ist nichts — Gnade ist alles. Das ist das letzte, erst von wenigen erkannte Geheimnis des ganzen Menschenlebens. Oft wird man sehr alt und sehr müde von aller Arbeit und Mühe, bis es sich einem erschließt. Vielen aber erschließt es sich nie. Das sind, die am Schlusse eines von Erfolg und Ehren gekrönten Lebens in letzter Stunde bekennen, daß ihr Dasein, recht betrachtet, ein verfehltes gewesen.

Shakespeare, den man mit gutem Rechte den Dichter der protestantischen Weltanschauung nennen könnte, hat das Wesen der Gnade wundervoll in Porzias Worten im „Kaufmann von Venedig" gezeichnet:

> Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang,
> Sie träufelt wie des Himmels milder Regen
> Zur Erde unter ihr; zwiefach gesegnet;
> Sie segnet den, der gibt, und den, der nimmt ...
> Sie ist ein Attribut der Gottheit selbst.

Fraglos ist die Arbeit etwas Gutes, wenn nicht das Beste am ganzen Menschenleben. Aber sie birgt eine Gefahr in sich: sie kann vom Urquell allen Seins abziehen, kann über all ihrer Mühe und ihren Erfolgen den hellen Schein des Seins verdunkeln, der Gnade heißt. Sie braucht es nicht — aber sie kann es, das ist es. In neuerer

Zeit hat die Arbeit und Selbständigkeit der Frau bedeutende Fortschritte gemacht. Niemals hat diese Arbeit wohl so viel des Guten und Nützlichen gebracht wie in unseren Tagen. Aber gerade hier zeigt sich die eben erwähnte Gefahr: alle ihre Kräfte beanspruchend, kann sie die Frau an jener freien und vollen Hingabe hindern, die die Grundbedingung der Religion ist. Vielleicht findet man hier die Erklärung für das sonst nicht Erklärliche: die klar zutage tretende Tatsache einer auffälligen Abwendung des weiblichen Geschlechtes von der Religion. Die Zeiten sind vorüber, wo die Frau den Mann im religiösen Leben überragte. Heute kann man den Mann getrost für ebenso innerlich religiös bezeichnen wie die Frau. Es ist bei ihm ja auch etwas anderes. Den an die große Tätigkeit, an das öffentliche Wirken gewöhnten Mann, der geschult ist in der Arbeit von Anbeginn an, zieht diese nicht ab. Im Gegenteil, sie führt zu Gott hin. Bismarck, Hindenburg und andere Männer der Tat beweisen es. Es verhält sich mit der Arbeit wie mit dem Wissen. Wenig Wissen führt von Gott ab, viel Wissen führt zu ihm hin.

Die neue Tätigkeit, der die Frau mit besonders großer Gewissenhaftigkeit und unter starkem Verantwortungsgefühl obliegt, läßt sie deshalb oft auch nur einem Gotte dienen; die Selbständigkeit hindert ihre Hingabe.

Macht sich solche Beobachtung heute bereits im Familienleben, nicht zum mindesten im Verhältnis der Gatten, bemerkbar, so vollends im religiösen Leben. Denn die Tatsache, daß mit der fortschreitenden Emanzipation der Frau ein geringeres religiöses Bedürfnis und geringere religiöse Übung eingetreten, ist unter keinen Umständen abzustreiten.

Aber die Gefahr ist noch größer. Sie erweitert sich dahin, daß die ureigensten Kräfte des Menschen, die früher ebenfalls dem weiblichen Leben mehr zu eigen waren als dem männlichen, nunmehr auch ins Wanken kommen: der Höhenflug und die Arbeit an sich selber.

Gewiß, der Höhenflug der Frau hatte in früheren Zeiten manchmal etwas Verschwommenes, er war nicht immer von einer gewissen, hier mehr, dort weniger hervortretenden Überspanntheit ferne.

Und die Arbeit an sich selber löste sich bisweilen in Schwärmerei und Träumerei aus. Aber sie gaben doch der Frau einen eigenen Zug, verliehen ihr jene innerliche Anmut, jenen weiblich stillen Reiz, den man lieb an ihr hatte und nicht missen mochte. Beide sind durch die neue Zeit mit ihren harten Forderungen, ihrer alle Kräfte in Anspruch nehmenden Tätigkeit wie flüchtiger Blütenhauch abgestreift.

Alles in allem: es macht sich heute eine immer fühlbarere Strömung im Leben des Mannes wie der Frau geltend, die, durch den Ernst und die Strenge der Zeit sehr wohl erklärlich, das Heil allein in den Werken sieht. Nicht die Werktätigkeit an sich, wohl aber ihre Einseitigkeit widerspricht dem deutschen Wesen und muß deshalb bekämpft werden. Neben aller Arbeit und Pflichterfüllung müssen die Begriffe des Glaubens und der Gnade wieder zu ihrem Rechte kommen und sich mit den beiden ersten zu voller Harmonie verbinden.

Denn das ist ein oft sich findender und verhängnisvoller Irrtum: als mache sich die Reformation die Sache insofern leicht, als sie alles allein auf den Glauben stelle und die guten Werke als nebensächlich, ja als unnötig betrachte. Ganz und gar nicht. Sie verkündigt und fordert die Tat so gut wie den Glauben. Sie nimmt nur eine Umstellung vor, indem sie die Tat nicht vor den Glauben, sondern hinter ihn setzt, indem sie alles gute Tun unabhängig macht von Verdienst und Entgelt und es lediglich als die selbstverständliche und beseligende Folge der Herzenshingabe erscheinen läßt. So verkündigt und prägt sie den Glauben, der tätig ist in der Liebe, damit das höchstmögliche Maß der freien Sittlichkeit.

Und mehr tut sie: sie verschärft das Verantwortungsgefühl. Die guten Werke stehen nicht mehr als Mittler zwischen Gott und dem suchenden Menschen, sie sind nichts als der Ausfluß des Glaubens und der Liebe. Wir erringen und verdienen nichts mit ihnen, sie sind selbstverständlich. Was uns in diesem und einem zukünftigen Leben einmal zuteil wird, ist nichts als schenkende Gnade. Aber ausgeschlossen von dieser Gnade ist, wer sie nicht mit dem Glauben sucht, der in der Liebe tätig ist.

Von der Äußerlichkeit der Werke verpflanzte Luther die Frömmigkeit in die Innerlichkeit der Glaubenshingebung — mit dieser einfachen Formel ist sein reformatorisches Werk in seinem Wesen und Kern gekennzeichnet.

Die Begriffe der Gnade und des Glaubens in ihrer inneren Bedeutung und in der Tiefe ihres Sinnes erfaßt zu haben, beide in das richtige Verhältnis zur Tat und zum Werke gesetzt zu haben, das ist das unsterbliche Verdienst der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Darin liegt ihre Genialität für alle Zeit beschlossen. Sie zerstörte das Alte nicht und schuf doch etwas ganz Neues, sie stellte es mitten in die heiß pulsierende Zeit hinein und gab ihm doch Ewigkeitswert, sie vergeistigte und verinnerlichte es in einer Weise, daß wir gar nicht mehr imstande sind, uns ein persönlicheres und vertiefteres Verhältnis zu Gott vorzustellen als es in dieser Lehre enthalten ist.

Und das insbesondere in einer Zeit, wie wir sie heute durchleben, Denn heute ist alles Tat und Pflicht. Diese zwei Silben enthalten die Forderung unserer Zeit und ihr eigentliches Wesen. Aber auch sie sind nur Frucht. Nur wo sie aus unverbrüchlichem Glauben, aus freier, freudiger Hingebung entspringen, können sie Segen und Gedeihen bringen. Nicht die Tat ist das erste, sondern der Glaube. Glaube — und du wirst handeln! Handle ohne den großen, befreienden Glauben — und dein Handeln wird ein leeres, äußerliches Tun sein, dir nicht zur Freude, der Sache nicht zum Nutzen.

Gewiß, das deutsche Pflichtgebot, der kategorische Imperativ sind heute mehr als je unerläßlich. Was aber bringt die Helden dieser Zeit hervor, deren Taten wir voller Bewunderung lesen und hören? Was die Großen alle, die den Tod auf sich nehmen, nicht als etwas, was zu ihrer Pflichterfüllung gehört, etwas Unerläßliches und Unvermeidliches, nein, als etwas Heiliges, etwas Adelndes und Befreiendes, nicht als Lebensverneinung, sondern als höchste Lebensbejahung? Das ist der Glaube. Der überwindende Glaube an die Sache, deren Bestand und Größe durch den Tod des Einzelnen nicht aufgehoben, sondern sicher und fest gestellt wird. Ohne solchen Glauben

wäre der Tod etwas Furchtbares, mit ihm wird er zum Opfer in des Wortes schönster Bedeutung. Nur wer diesen Glauben hat, den wird die Stunde bereit und groß finden. Nur wer ihn hat, der wird im Dunkeln das Licht schauen, den wird keine Länge und Schwere der Zeit erdrücken, der wird in ihr die Fittiche des Aufschwungs vernehmen, die hörbar durch deutsche Herzen und deutsche Gaue schwingen. Ob wir diesen Glauben haben oder nicht, das ist die Frage dieser letzten Zeit. Nach ihr entscheidet es sich, ob sie dereinst eine läutender oder eine erniedrigende genannt werden wird, ob wir in ihr stark oder schwach erfunden werden. Ob sie gekrönt werden wird mit Erfüllung oder müde und welk in ein Nichts versanden wird. Ob sie sein wird der Tag eines neuen Aufgangs in die Höhe oder die Nacht des Niedergangs, in Dunkel und Tod.

Durch alles Schwere und Furchtbare dieser Zeit muß eins erhellend leuchten: der Glaube an eine große vaterländische Idee. Das allein kann dieser Zeit die Kraft und Weihe geben. Ohne ihn könnten wir ihre Länge und Härte nicht überstehen, mit ihm werden wir sie überwinden und zuletzt besiegte Sieger werden.

Das deutsche Muß

Es gibt ein Muß auf tönerm Fuß,
Das hohle Muß der Mietlinge und Knechte,
Sein Tun ist Mühsal und Verdruß,
Es peitscht der Zwang, doch adeln's keine Rechte.

Es gibt ein Muß wie Eisenguß,
Es ruft den Teufel selber in die Schranken.
Geweiht wie heller Himmelgruß,
Versetzt es Berge und läßt Hügel wanken.

Es ist ein Muß von Schöpferkraft,
Ein unaufhörlich quellend Stirb und Werde.
Und wenn die Hundert hingerafft,
Stampft es sich tausend Männer aus der Erde.

Das ist dein Muß, mein Vaterland,
Es heißt, mein Volk, dich opfern, bluten, siegen,
Stählt dich zu Wundern, nie geahnt,
Läßt sterben dich, doch niemals unterliegen.

Es führet dich, mein Heldenland,
Zum letzten, heil'gen, ruhmgekrönten Streiten.
Dann schreibt es dich mit lichter Hand
Ins Buch des Lebens ein für Ewigkeiten.

Macht die Jugend hart für harte Zeit!

Welche Aufgabe ist denen geworden, die heute das heilige Amt der Erziehung verwalten?

Sie sollen die deutsche Jugend zu Männern und Frauen erziehen, wie unsere eisernen Tage sie brauchen. Das ist Dienst am Vaterlande von nicht zu unterschätzender Kraft. Die „königliche Kunst" nannten die Alten die Erziehung. Wenn sie es je gewesen, dann heute.

Wir haben unsere Kinder bis jetzt zu weich erzogen. Auch sie waren zu sehr Gebilde des Friedens und der Überkultur, Geschöpfe der Träume mehr als der nüchtern bitteren Wirklichkeit.

Hart muß das neue Geschlecht werden! Keine sentimentalen Schalmeien mehr wollen wir ihnen blasen, keine Duseleien ihnen vormachen von Feindesliebe und deutscher Vertrauensseligkeit. Das „Trau, Schau, Wem" stehe obenan. Freundschaft und Liebe — gut, sie müssen sein, sie sind kerndeutsch, das Leben ohne sie wäre schal und nichtig. Aber daß es sehr oft das Zeichen des Freundes ist, einen zu verlassen, wenn es einem schlecht geht, das sei nicht nur in ihr Lese-, sondern in ihr Lebensbuch mit klaren, unverlöschlichen Lettern eingegraben.

Bewahrt eure armen Kinder vor unverwindbaren Enttäuschungen! Habt nicht immer Angst, ihren Idealismus und ihre Harmlosigkeit zu zerstören; bedenkt im Gegenteil, daß es besser ist, sie mit offenen als mit verbundenen Augen in diese Welt des Argen und der Finsternis hineinzusenden. Besser, ihr gebt ihnen beizeiten statt des so oft getäuschten Idealismus ein gut Teil Nüchternheit auf den Weg, ihr lehrt sie auch dem Freunde gegenüber das kluge „Trau, Schau, Wem", als daß sie langsam, bitter, todestraurig erst umlernen, durch böse Erfahrungen erst klug werden.

Hart muß das neue Geschlecht werden! Fort mit dem poetischen Nimbus, den wir in das Leben flechten, und der nun einmal nicht in ihm drin ist. Lehrt sie Poesie und Kunst von ganzer Seele lieben. Aber lehrt sie zugleich, die realen Mächte des Tages nicht mit poetisch geblendeten Augen zu sehen. Kunst und Poesie sind dazu da, das Leben erträglich, schön, lebenswert zu machen, niemals aber mit ihm und seinen realen Forderungen verquickt zu werden.

Macht energisch ein Ende mit den irreführenden Lebensbildern und Lebensvergleichen: Das Leben ein Traum, ein Schlaf und dergleichen unwahren Bezeichnungen. Lehrt eure Kinder: Leben ist Macht! Nichts anderes. Schaffe dir durch deinen Fleiß, durch deine Tüchtigkeit, deine Begabung eine Art geistiger oder sonstiger Macht. Und dann lasse sie dir nicht entreißen. Sei gut, sei großmütig, sei treu, sei deutsch! Aber vergiß nicht, daß Deutschtum in echter Männlichkeit besteht und in der Klugheit, die nicht jedem falschen Tölpel, jedem hinterlistigen Schuft gestattet, dich eines Tages als Blinden in seinen Sack zu stecken.

Sei duldsam, sei verträglich, trage nie nach! Aber niemals und unter keinen Umständen vergib dem Freunde, der dich im Stich ließ, als du seiner bedurftest. Niemals mache mit ihm Gemeinschaft! Er ist ein niedriger Mensch. Du hast dich in ihm getäuscht. Danke Gott, daß er dich aus deinem Irrtum erweckt hat. Vergib dem Feinde — ihm nicht!

Hart muß das neue Geschlecht werden! Erzieht es in deutscher Religiosität und im männlichen Christentum. Gerade diesem hat in letzter Zeit oft genug ein verhängnisvoller Feminismus, eine tränenäugige Weichlichkeit angehaftet. Vor allem haben wir der Jugend nicht den rechten Christus beigebracht, haben sie sein Bild schief und einseitig sehen gelehrt. Aus recht reicher Erfahrung weiß ich zu genau, einen wie sentimentalen Christus sich unsere deutsche Jugend, insbesondere die weibliche, zurechtmacht. Kein Wunder, wenn er dann in den harten Anforderungen des Tages versagt, wenn er einem stumm bleibt, wo man seiner am meisten bedarf. Es ist nicht wahr, daß der durch die geistige Kultur und durch die Wissenschaft hervor-

gerufene psychische Zweifel der Grund ist, der die erwachsene Jugend so oft von dem Glauben ihrer Kindheit, von dem Gelübde ihrer Konfirmation abbringt. Intra muros ist die Veranlassung, zu suchen. Darin, daß man sie einen tönernen Gott gelehrt, jenen harmlosen Abbildungen und Monumenten gleich, die ihn uns zeigen als den ehrwürdig guten alten Mann mit dem langen weißen Barte und dem Antlitz voller Milde und Freundlichkeit. Aber nicht den Gott, der zugleich richtend wie rächend im Regiment sitzt, den unerbittlich wirklichen Gott, der sich nicht spotten läßt, den weisen, starken Gott, dessen Kleid und Wesen Gerechtigkeit ist, ewige, unverschiebbare Gerechtigkeit, die sich im Schicksal des Einzelnen wie in dem der Völker zeigt.

Darin weiter, daß wir unsere Jugend einen Heiland lehren, der vor lauter Güte und Größe beinahe weltfremd und verträumt anmutet, der immer vergibt, immer Worte der Liebe und Nachsicht bereit hat. Aber nicht den Heiland, der unvergleichlich scharfe und starke Worte wie Schwertstreich und Donnerkeil den Pharisäern gegenüber braucht, der eigenhändig eine Geißel flicht, die Krämer aus dem Hause seines Vaters zu treiben, einen Heiland, dessen eminente Weltklugheit sich in Gleichnissen wie in dem vom ungerechten Haushalter, in Worten wie in jenem: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben!" in seiner hellen Größe zeigt, einen Heiland schließlich, der es selber ausgesprochen, daß er gekommen sei, nicht Frieden zu senden, sondern das Schwert.

Diese unsere Zeit bedarf des gütigen, aber auch des unerbittlich strengen, sie bedarf des gnädigen, barmherzigen, vergebenden, aber sie bedarf zugleich des männlichen, zielbewußten, welterfahrenen Heilands. Wir vergessen gar zu leicht, daß sich bei Christus trotz aller ideellen Höhe seiner Weltanschauung niemals eine Abwendung von der Realität des Lebens findet. Eine in diese Zeit hineinwachsende Jugend aber darf es nicht vergessen.

Hart muß das neue Geschlecht werden! Sein Lebensideal: die Vereinigung der Falschlosigkeit der Taube mit der Klugheit der Schlange und dem Mute des Löwen. Mit den Füßen fest stehend auf

der Erde. Aber das Haupt himmelwärts gerichtet. Schließlich bleibt uns Menschen doch nur zweierlei: entweder Resignation oder Glaube. Aber beides hat mehr Ähnlichkeit, als auf den ersten Blick sichtbar wird. Denn beides lehrt absehen von dem eigenen Wollen und Wünschen und Sichhinwenden an höhere Formen des Daseins voller Ewigkeitswerte. Ein männliches Christentum im Sinne und der Kraft eines Martin Luther, ein nationales Christentum im Sinne und der Kraft eines Ernst Moritz Arndt, das ist es, was uns not tut.

Hart muß das neue Geschlecht werden! Fort vor allem mit jenen halb brutal-selbstischen, halb verschwommen-sentimentalen Glücksauffassungen. Lehrt eure Kinder in dieser eisernen Zeit, daß auch das Glück eine eiserne und keine goldschäumige Gestalt trägt, daß es nicht in der Erfüllung, sondern in der Versagung aller möglichen Ansprüche besteht, die heute nicht mehr zeitgemäß sind. Daß wahres Glück aus zwei Bestandteilen zusammengesetzt ist: seine Pflicht tun und im Einklange mit sich selber sein und bleiben! Glück, so ungefähr hat uns schon Aristoteles gelehrt, ist die höchstmögliche Kraftentwicklung gemäß unserer Wesensart. Das ist eine wahrhaft deutsche Erklärung dieses schwankenden Begriffes. Denn die Quelle aller Übel und allen Unglücks ist die Entzweiung unserer Seele, und je wirksamer nach seiner Eigenart, je einheitlicher ein Wesen sich entwickelt, desto mehr Freude empfindet es. „Ist doch der Glaube nur das Gefühl der Eintracht mit dir selbst", sagt Grillparzer im „Bruderzwist".

Zwei goldene Worte gebt eurer in diese Tage hineinwachsenden Jugend mit. Den alten Spruch: „Ich schlief und träumte, das Leben wäre Freude. Ich erwachte, und siehe, das Leben war Pflicht. Ich handelte, und siehe, Pflicht war Freude." Und das Wort unseres ehemaligen Kaisers: „Leben heißt arbeiten. Arbeiten heißt kämpfen. Kämpfen heißt Schwierigkeiten überwinden."

Einige kurze Worte noch über die geistige Ausbildung unserer Jugend. Auf den unersetzlichen Wert gesunder deutscher Kunst und Literatur ist bereits hingewiesen. Ungesund hingegen für unsere Tage ist die Beschäftigung nichtreifer Menschen mit allerlei spitzfindigen Problemen, philosophischen und psychischen Tüfteleien. Es gibt Men-

schen, deren philosophische Bildung sich in Schopenhauer und Nietzsche erschöpft. So viel uns beide zu sagen haben — Nietzsche sehr viel gerade für unsere Zeit —, so ist es unmöglich, ohne die Kenntnis Kants und Spinozas diese beiden fruchtbringend und gesund in sich zu arbeiten. Gerade in diesen Studien muß nun einmal System und eine gewisse geschichtliche Entwicklung sein. Sonst verwirren sie, statt zu klären.

Was aber für die geistige Erziehung der Jugend von wesentlicherer Bedeutung ist, das ist die rechte historische Bildung. Weder die Begriffs- noch die philosophische oder literarische Bildung vermögen heute so viel zu geben wie die eigentlich geschichtliche. Sie, vereint mit einer wahren christlich-ethischen Erziehung, wird die Männer und Frauen hervorbringen, die unsere Zeit braucht. Der Lauf der Weltgeschichte mit ihren scheinbaren Wandlungen, ihrer scheinbaren Willkür unter dem Gesichtspunkte einer bewußten göttlichen Führung geschaut und erfaßt nach dem Worte, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist, das ist die eigentlich vaterländische, ist die Erziehung an sich für unsere Zeit. Ohne das Zutun religiöser und ethischer Kräfte kann heute keine historische Unterweisung unserer Jugend geben, wessen sie bedarf. Geschichte und Religion vereint, das sind die beiden Kräfte, aus denen ein gesundes nationales Leben allein sprossen kann. „Das Historische macht verständig, das Metaphysische beseligt, und Patriotismus und Religion sind die Pole, zwischen denen sich ein gesundes Volksleben bewegen muß", schrieb vor kurzem eine der weisesten Erzieherinnen unserer weiblichen Jugend, Lotte Gubalke.

Und nun das letzte, aber nicht zum mindesten wichtige: Liebe für die Natur! Hier gilt es nicht Unterricht, sondern Hinführung, nicht Lehre, sondern Leben. Vielleicht ist es das Beste, ja vielleicht sogar das Einzige, was wir unseren Kindern wirklich mitgeben können: Liebe für die Natur. Freilich muß man die Natur selber lieben, um seine Kinder zu dieser Liebe erziehen zu können. Aber wohin soll ein in dieser Zeit bedrängtes Herz, wohin aus allem Schweren, was es liest und erlebt, sich flüchten, als an den nie versagenden Quell der

Natur? Zu wem Menschen nicht mehr sprechen, der vernimmt die Sprache der Bäume, Blumen und Vögel. Und wer überall Kampf und wilde Gärung sieht, der findet Erquickung in ihrer geweihten Stille.

Ich las den Brief eines jungen Kriegsfreiwilligen aus dem Felde, der bald darauf den Heldentod starb. In allen Märschen, bei allen furchtbaren Eindrücken, die das jugendliche Gemüt empfing, in der Rast der Quartiere, der Unrast der Schützengräben und Kämpfe, immer und überall war sein Auge offen für die Schönheit der Natur, die ihn umgab. Nicht genug wußte er von Feldern und Wiesen, von herrlichen Baumbeständen und Hügeln und Tälern zu schreiben; selbst aus den Stätten der Verwüstung erschuf sein liebender Sinn den ursprünglichen Zustand der Blüte und Fruchtbarkeit. Am meisten aber war sein Herz entzückt, wenn in seinen Schützengraben die geliebte Sonne ihre wärmenden Strahlen sandte. Er stammte vom Lande und war in der Liebe zur Natur von frühester Kindheit an erzogen. Sie gab ihm Glück und Genuß noch in den schwersten Märschen und Kämpfen, sie erleuchtete seine letzten Tage.

Macht eure Kinder hart für das Leben, lehrt sie Gott lieben, ihr Vaterland und die Natur! Mehr könnt ihr nicht tun, damit aber tut ihr alles, macht sie stark und rein zugleich für große und für schwere Zeit. „Denn die große Lehre ist auch hier," meint einmal Wilhelm von Humboldt, „daß man seine Kräfte in schweren Zeiten doppelt anstrengen muß, um seine Pflicht zu erfüllen und das Rechte zu tun, daß man aber für sein Glück und seine innere Ruhe andere Dinge suchen muß, die ewig unentreißbar sind."

Was fordert das Vaterland von den deutschen Frauen?

Zuerst: daß sie sich gesund erhält!

Es gibt Frauen, die dachten vor kurzem noch gerade das Gegenteil. Wenn mein Mann in unsäglichen Strapazen Tag und Nacht dem Tod ins Antlitz sehen, mein knabenhafter Sohn alle Unbill der Witterung, alle Leiden des Krieges tragen mußte, was kam es da auf mich und meine Gesundheit an? Ich will arbeiten und mich mühen, so viel ich kann! So sahen wir neben einer Anzahl von Frauen, die es fertigbekamen, inmitten aller Anforderungen untätig zu bleiben, andere tagaus, tagein über ihre Kraft schaffen. Sie hatten Teil an allen möglichen Vereinen, Veranstaltungen, Krankenfürsorgen, Verwundetenpflege und wollen doch nicht, daß die daheim das Geringste entbehren. Aber das Wort, daß niemand zweien Herren dienen kann, übte auch hier seine rächende Wahrheit. In dem Bestreben, hier wie dort mit gleicher Gewissenhaftigkeit das ihre zu tun, rieben sich diese Frauen in dem Doppeldienst auf, wurden nervös, unzugänglich, verstimmt und elend — zu wessen Zweck und Nutzen?

Es ist klar, soll aber gerade deshalb für die, die immer und überall als Meister des Mißverstehens sich zeigen, ausdrücklich gesagt sein, daß eine deutsche Frau in der Zeit, die jetzt gekommen ist, kein anderes Wünschen und Bestreben kennen kann, als mitzutun mit Herz und Kopf und Hand. Eine Frau, die heute noch auf ihrem Sofa liegt, mittelmäßige Romane liest oder in Konditoreien und Kinos ihre armselige Zerstreuung sucht, scheidet sich von der schweren Sache ihres Vaterlandes. Nur für die Ernsten, die in tiefster Seele Erfaßten, für die deutsch Denkenden und Handelnden unter den Frauen möchte ich hier schreiben, ihnen ein Ne nimis! (Nicht zuviel!) zurufen. — Erhaltet euch gesund! Das ist die erste Pflicht. Und seid haushälterisch mit eurer

Kraft! Die Not kann lange währen. Wer sich früh ausgibt, kann seinem Hause und Vaterlande nichts mehr sein, wenn beide ihn am nötigsten brauchen. Es ist gut, daß die heiße Begeisterung, die sich gar nicht genug tun konnte, allmählich dem nüchternen Pflichtbewußtsein, der ruhigen Aufsichnahme aller Obliegenheiten gewichen ist. Spart eure Kräfte nicht, aber teilt sie weise ein! — Erhaltet euch gesund! Zuerst um eurer selbst willen. Mit einem gesunden Körper mit nicht zerriebenen Nerven kann man seine vielen Pflichten nicht nur besser, sondern auch freudiger erfüllen. Ein gesunder Körper schafft in einer Stunde, wozu der bereits aufgeriebene einen ganzen Tag braucht. Ein gesunder Körper kann vielseitige Arbeit, draußen und drinnen, bewältigen, ohne sich dadurch aus dem Gleichgewicht und der Ruhe bringen zu lassen. Ein gesunder Körper gibt beides: Geduld und Kraft. Er verzehrt sich nicht bei Aufregungen und bösen Nachrichten. Er steht dem Leide gewappneter gegenüber, wenn es über die Schwelle tritt. Das, was allein Glück genannt werden kann: im Einklang mit sich selber sein, ist nur einem gesunden Körper möglich. Für ihn ist Arbeit Freude, für den kranken aber ist sie, trotz aller Willensaufpeitschungen, aller verzweifelten Anstrengungen, nichts als Qual. Die Ruhe der Seele ist aller Arbeit Glück und Kraft. Solche Ruhe wohnt aber nur in einem gesunden Körper. „Die Ruhe der Seele ist ein herrliches Ding und die Freude an sich selbst", sagt Goethe im Werther. „Wenn nur das Kleinod nicht ebenso zerbrechlich wäre, als es schön und kostbar ist."

Erhaltet euch gesund eurer Männer halber! Entweder wirken sie heute in schweren, oft verantwortungsvollen Posten, oder sie haben andere aufreibende Tätigkeit. Auf jeden Fall werden die höchsten Ansprüche an die Kraft ihrer Nerven gestellt. Es geht nun nicht und birgt die größten Gefahren in sich, wenn beide Teile sich frühzeitig verzehren. Schließlich ruht zu Hause doch alles auf der Frau. Ist sie schwach oder krank, so ist das ganze Hauswesen krank, versagt sie, so versagt das ganze Leben daheim. — Hat aber eine Frau ein weitumfassendes Wirkungsfeld, das ihr lieb geworden, so kommt das Gesetz der ausgleichenden Kräfte für sie zur Geltung, und es heißt,

um so gesünder und zweckgemäßer zu Hause zu leben, sich in Dingen, die einem sonst Freude machten, Entsagung aufzuerlegen, den Schlaf, den die Arbeit jetzt doppelt erfordert, nicht durch nächtliche Lektüre oder andere geistige zu verkürzen. Die Zeit ist für solch eine Frau auch zu wichtig und zu ernst, um sie durch Modesorgen auszufüllen; eine gesunde Körperpflege, auch in bezug auf die Kleidung, wird ihre hauptsächliche Sorge sein. Aus Liebe zum Vaterland und den Seinen sich gesund erhalten, gerade wenn man tüchtig ist und den anderen etwas sein kann, das ist Weisheit und Vernunft. Das Geheimnis wahrer und glückbringender Tätigkeit besteht in der Selbstzucht und Beschränkung. Unsere Spannkraft ist in den Leib wie eine Festung eingeschlossen. Wir haben nur einen ganz bestimmten Vorrat, an den wir uns halten, mit dem wir verständig und klug umgehen können. Um so länger können wir uns halten, können wir wirken und schaffen. Es ist ein jetzt schon alt gewordenes Wort, daß nur der der großen Sache dienen kann, der mit seinen Nerven aushält, in bezug auf die für ihr Vaterland wirkenden Frauen jedoch enthält es genug des Beherzigenswerten.

Vor allem aber muß sich die deutsche Frau gesund erhalten des neuen Geschlechtes halber, das sie gebären oder erziehen soll. Nur eine gesunde Frau kann die Mutter der Söhne und Töchter werden, die unser Vaterland heute braucht. Eine nervöse, vorzeitig aufgeriebene kann das neue Geschlecht weder hervorbringen noch aufziehen. Mehr denn je ergeht heute die Frage an die deutschen Frauen, ob sie ihr großes Vorrecht verdienen wollen, die Mütter des neuen Geschlechtes zu werden. Mehr als je ist heute der Frau die Kunst überantwortet, die die Alten in richtiger Erkenntnis die „königliche" nannten: die Erziehung. Wenn Goethe diejenige für die vorzüglichste Frau erklärt, die imstande wäre, ihren Kindern den Vater zu ersetzen, wie viele deutsche Frauen müssen jetzt diese Probe bestehen!

Aber nur gesunde deutsche Frauen werden ihre Kinder in der Einfachheit und Schlichtheit unserer Väter, stark und abgehärtet, allen Schicksalsschlägen trotzend, erziehen, nur gesunde Frauen ihnen, was sie lehren, vorleben können.

Haltet euch gesund! Das heißt nicht etwa: Sehet euer Leben, euren Körper als euer höchstes Gut an, das ihr auf alle Weise behüten und bewahren sollt. Das heißt im Gegenteil: Sehet euren Leib und eure Gesundheit als gewichtige Mittel an, das Beste und Notwendigste für diese schwere und so gewaltige Anforderungen stellende Zeit zu wirken. Haltet euch gesund, eures Vaterlandes, eurer Gatten, eurer Söhne halber! Gesund und jung sich erhalten, ist dasselbe. Gerade ihrer aufwachsenden Kinder halber hat eine Mutter die Pflicht, sich möglichst jung zu bewahren, um fähig zu sein, mit ihnen zu fühlen, sich zu freuen und zu leiden.

Denn nicht nur körperliche, sondern auch geistige Gesundheit fordert das Vaterland von der deutschen Frau.

Wir wollen nichts verschleiern. Zuerst tritt das Geistige in dieser Zeit zurück. Der Kampf, der uns aufgezwungen, ist ein recht nüchtern realer: um unsere Existenz, unser Sein oder Nichtsein! Rein geistige Werte haben nichts mit ihm zu tun, sie erscheinen uns der ernst gebietenden Notwendigkeit gegenüber beinahe senil. Die Ästhetiker haben uns heute nichts zu sagen. Jüngere Männer, die jetzt in Zeitungen und Zeitschriften den Mund voll nehmen, uns mit geistreichen Artikeln aufwarten, spielen in unseren Augen keine gerade sehr große Rolle. Der einfache Mann, der still und stark sein einfaches Tagewerk verrichtet, erscheint uns größer und achtungswerter.

Das aber hindert nicht, daß im Hintergrunde dieses gewaltigen Völkerringens das Geistige steht, daß es jedem, der für die Sache kämpft, zum Bewußtsein kommt, daß er neben den realen die höchsten geistigen Güter verteidigt: eine deutsche Kultur, eine sittliche Weltanschauung. Ob sie oder elender Krämergeist, slawischer Vandalismus oder frivole Genußsucht die Welt künftig beherrschen sollen, das ist im letzten Grunde die entscheidende Frage, die in dieser schweren Zeit ausgefochten wird.

Auch in bezug auf uns selber wollen wir nichts verschleiern. Es ist fraglos, daß dieser Krieg, je länger er dauerte, eine um so merkbarere Verwilderung und Verrohung der Sitten mit sich bringen mußte, daß, die jahrelang da draußen gelebt und gekämpft, die das

Menschenleben als ein Nichts haben ansehen lernen, nicht als dieselben in die ruhigen und geordneten Verhältnisse zurückkehren konnten.

Da überantwortet das Vaterland der deutschen Frau etwas Großes in dieser Zeit: die Pflegerin des Geistigen zu sein, nicht im Sinne geistreichelnden Ästhetizismus, so bedenklich er auch bereits sich zu regen beginnt. Sondern eines gesunden Geistigen, das zugleich das Sittliche ist. Denn das Geistige und das Sittliche, das ein einseitiges und überspanntes Virtuosentum, durch die lange, laue Friedenszeit verhätschelt, ängstlich zu trennen sich bemühte, ist durch diese Zeit von Blut und Eisen fest zusammengeschweißt worden. Das ist die nicht geringste Errungenschaft des Krieges gewesen. Nicht das Wissen, sondern der Wille macht die Gesinnung. Die Bildung des Gemütes steht höher als die des Geistes. Die Bildung des Gemütes aber ist heute eine dreifache: die humane, die religiöse, die nationale.

In ihr und ihrer dreifachen Beziehung ist die Frau die beste Lehrmeisterin. Höflichkeit des Herzens, hat einmal Bismarck gemeint, findet sich nur bei den Deutschen. Es ist die Höflichkeit des Wohlwollens und der Gutmütigkeit im besten Sinne, die Höflichkeit der hilfreichen Gesinnung. Die Franzosen haben sie nicht, die kennen nur die Höflichkeit des Hasses und des Neides. Und Goethe sagt, jeder gebildete Mensch wisse, wie sehr er an sich und anderen mit einer gewissen Roheit zu kämpfen habe, wie viel ihn seine Bildung koste. Es gibt eine Höflichkeit des Herzens, die der Liebe verwandt ist.

Niemand kann so auf das heranwachsende Geschlecht einwirken und es in ihrem Geiste großziehen als die deutsche Frau, für die das Geistige im Sittlichen, das Nationale im Religiösen aufgeht.

Wenn wir von dieser Zeit eine religiöse Wiedergeburt erhoffen, die Verinnerlichung eines Christentums, das für viele bereits toter Begriff oder flache Formel geworden, so wird auch hier der deutschen Frau die führende Stellung zufallen. Denn die Frau ist religionsempfänglich und religionsbedürftig. Es liegt in ihrem Wesen und in dem still und stark auf sich genommenen Leid, das das Leben jeder Frau und Mutter durchzieht. Aber die Religion, die sie sucht, von

der sie Kraft und Trost erwartet, ist wiederum nicht Wissen, auch nicht einmal Wissen von Gott. Sie ist Willen, weniger zur Tat als zum Leiden. Denn was ist Religion, recht erfaßt, anders als dieser Wille zum Leiden, der tapfer die Hemmungen des Lebens auf sich nimmt, ja, sie zu Förderungen seines Ich gestaltet, indem er in ihnen die Erweisungen eines höheren Willens erblickt?! „Tapfer sein, ist auch Religion."

In dieser Tapferkeit des kleinen Lebens, dieser Geduld des Tragens, die tägliche Widerwärtigkeiten überwindet, ist die Frau dem Manne überlegen. „Die Not, die als Folge des Krieges in so viele minderbemittelte Familien eingezogen ist," sagte ein verflossener Reichskanzler einmal, „wird von niemand lebhafter beklagt als von mir. Ein so gewaltiges allgemeines Schicksal trifft einzelne Existenzen hart. Ich weiß wohl, welche Sorgen und Entbehrungen viele deutsche Frauen mit ihren Kindern in dieser Zeit zu tragen haben. Ich hege volle Bewunderung für das stille Heldentum dieses Kampfes, für den auch ihnen der Dank des Vaterlandes gebührt." Ganz im Einklang mit diesen Worten steht, was mir Generalfeldmarschall Hindenburg in seinem Hauptquartier sagte, als ich ihm von der opferwilligen Tätigkeit deutscher Frauen in den Soldatenheimen verbrannter russischer Städte erzählte: „Ja, die deutschen Frauen tun jetzt Arbeit wie die Männer in den Schützengräben. Mir sind Fälle von Heldentum und Selbstverleugnung bekannt, die denen der Männer an die Seite zu stellen sind. Das gilt nicht nur von Frauen, die in Soldatenheimen, Lazaretten und anderen Wohlfahrtsveranstaltungen arbeiten, sondern gerade von denen, die zu Hause alle schweren Pflichten auf sich nehmen und sie in vaterländischer Weise zu erfüllen suchen."

Körperlich, geistig und seelisch sich gesund erhalten, um vermöge eines gesunden Leibes und Sinnes in so schwerer Zeit nationale Pflichten und Aufgaben mit ganzem Herzen erfüllen, auf ein heranwachsendes neues Geschlecht verantwortungsvoll und führend einwirken zu können, das ist es, was das Vaterland von der deutschen Frau fordert.

Gott unser Feind

Von einem geheimnisvollen Vorgang berichtet das Alte Testament: dem Ringen Jakobs an der Furt Jabbok. Alles ist hier mystisch und dunkel wie die Nacht, in der es sich ereignet, alles zugleich erfüllt von Gegenwartsgeist und Gegenwartskraft. Der ringende Jakob wird zum Symbol eines kämpfenden Volkes, einer ringenden Persönlichkeit, wie sie beide aus unserer Gegenwart geboren erscheinen.

Jakob hat seine Angehörigen und sein Gesinde über die Furt geführt. Nun ist er allein, und allerlei Gedanken ziehen in der Stille der Nacht durch seine Seele. Des reichen Segens gedenkt er und der unermeßlichen Güte, die ihm der Herr erwiesen, zugleich drücken Sorgen und Sünden der Vergangenheit sein Gemüt. Dunkel liegt vor ihm die Zukunft, die Furcht vor dem kommenden Morgen erschüttert ihn bis in das Mark.

Jeder kennt jene unvergeßlichen Nächte, in denen man wachend auf seinem Lager liegt, während alles um einen schläft. Wie Riesenvögel mit weitgebreiteten Fittichen und gewaltigen Fängen kommen dann unsere Gedanken und Sorgen dahergerauscht, schlagen dit Krallen in unser zuckendes Herz, halten es fest und lassen es niche mehr. Alles erscheint dann so unüberwindlich, so ins Übergroße g=esteigert, wir können uns gar nicht denken, daß wir jemals mit ihm fertig werden, es je bewältigen können. Mit unerträglicher Wucht lastet es auf uns, alles ist schwarz und schwer.

In ihrer ganzen Bitterkeit aber haben wir diese Nächte jetzt kennengelernt, wo alle unsere Gedanken, all unser Sinnen und Tun immer nur um das Eine sich dreht. Wenn wir an unser geliebtes, blutendes Vaterland denken und der sorgenschwere Blick in eine dunkle Zukunft sich richtet — am Tage, in der heißen Arbeit und

Mühe, die uns, Gott sei Lob und Dank, noch geblieben ist, weichen diese Gedanken wohl manchmal unwillkürlich zurück vor der nie rastenden Tätigkeit in Beruf und Haus. Aber in der Nacht, wenn wir, kaum eingeschlafen, wieder aufwachen, dann sind sie sofort da, fallen über uns wie ein Dieb, würgen und schütteln uns, daß wir uns ihrer wehren möchten mit aller Kraft — und es doch nicht vermögen.

Und wenn man gar seinen Gatten, seinen einzigen oder seinen letzten Sohn verwundet noch vom schweren Kriege her, fiebernd in einem Lazarett in fremdem Lande weiß, oder er daheim auf einem Krankenlager sich befindet, dann nehmen alle diese Bilder und Vorstellungen besonders schreckende Gestalt an, quälen und brennen wie Flammen der Hölle.

Auch Jakob blieb in dieser Nacht nicht allein. Durch das dämmernde Dunkel schreitet es daher, scheint zuerst einem drohenden Schatten gleich, packt ihn dann an wie etwas Wirkliches, Ehernes, dem er nicht entrinnen kann, hält ihn mit eisernen Banden. Ein Mann steht vor ihm, unbekannt, gewaltig, geheimnisvoll. Der fordert Rechenschaft von ihm, der ringt mit ihm und verrenkt ihm im ungleichen Kampf das Gelenk seiner Hüfte.

Und Jakob? Ob er ohnmächtig auch am Boden liegt, ob seine Glieder gelähmt, seine Kräfte gebrochen sind, er verzweifelt nicht. Unter quälenden Schmerzen, mit dem Gotteszeichen des Zornes gestempelt, faßt er die Hand seines Gegners, klammert er sich an sein Gewand, und aus dem Herzen, dessen Starrheit und Eigenwille in Stücke geschlagen sind, fleht und ringt nur das eine: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!"

Was uns diese Geschichte zu sagen hat?

Daß auch für uns die Stunde gekommen ist, wo wir mit unserem Gott zu ringen haben bis aufs Blut — wie mit einem Feinde!

Wir sind bisher nicht ohne Gott gewesen. Keineswegs. Wir haben einen Glauben gehabt, der uns festes und unveräußerliches Besitztum erschien. Vielleicht zu festes, zu unveräußerliches. Wir haben eine Lehre in der Schule gelernt, in der Kirche bekannt, die uns klar

und wahr sagte, was wir zu tun und zu lassen, zu glauben und zu hoffen hatten. Es war alles zuverlässig und sicher, und wir nahmen es so hin, lullten uns in viele Begriffe, Formen, Träume, und behielten treu im Busen das Bild unseres Gottes, wie die Mutter und fromme Kinderphantasie es uns erschufen, des gütigen, freundlichen Vaters mit dem streng-liebevollen greisen Antlitz, dem silbernen wallenden Bart und den großen blauen Himmelsaugen, die segnend und behütend auf seine lieben Kinder herabblickten.

Aber daß dieser Gott einmal unser Feind werden könnte, daß wir mit ihm ringen müßten bis aufs Blut — — undenkbar!

Da kam diese gewaltige Zeit mit all ihrer Furchtbarkeit und all ihrer Schwere. Vieles stürzte ein, was uns bisher stark und dauernd erschienen, unsere Ansichten änderten sich, unsere Werte werteten sich um, eine ganz neue Welt- und Menschenanschauung entstand, wir wurden von Grund aus anders.

Nur eins blieb. Das änderte und wertete sich nicht um, das beharrte genau in demselben Zustand: unser Gottesbegriff. Jetzt war der Augenblick gekommen, die Probe aufs Exempel zu machen! Nun mußte er sich glänzend bewähren und betätigen, dieser gute, freundlich wollende Vater, nun durfte er von den Bösen die Guten nicht knechten lassen, mußte der Gattin den geliebten Mann, der Mutter den Sohn bewahren und unser deutsches Volk durch Not hindurch zum herrlichen Siege führen!

Und als er das nicht tat, als alles so ganz anders kam? Als nach großen Erfolgen die schweren Stunden und Tage für uns anbrachen? Als verräterisch ein Volk nach dem andern wider uns sich erhob? Als die Besten, die je gelebt, in der Blüte ihrer Jahre dahinsanken und Herzen und Häuser einsam wurden?! Als wir zuletzt furchtbar zusammenbrachen?

Da wurde man irre an seinem so festgefügten, so dauernd gewähnten Gottesbegriff. Das konnte der gute, der rechte Gott doch nicht sein, der Macht so oft vor Recht gehen, der die gute Sache blinder und roher Willkür unterliegen ließ! Nein, dieser Gott ist nicht unser Freund, er ist unser Feind. Recht so!

Jetzt seinen Glauben und seine Weltanschauung über Bord werfen, selbst verzagen und andere zagen machen, mit schwersten Gedanken in die Zukunft blicken, an Gott und seiner Gerechtigkeit verzweifeln, es ist eine einfache Sache. „Ihr habt mir nicht gehalten, was ich mir von euch versprach, folglich gebe ich euch den Abschied!" Nichts leichter als das. Aber wir vergessen, daß die Schuld nicht an der Sache und nicht an Gott liegt, sondern an uns selber, an dem oberflächlichen und falschen Gottesbegriff, den wir uns konstruiert, an den angelernten und äußerlich eingeprägten Vorstellungen, die wir Glauben nannten, und die im letzten Grunde nichts gewesen als ein Aberglauben.

Man kann es keinem verdenken, der Tag für Tag Zeuge der größten Ungerechtigkeit und Falschheit auf der Welt ist, der Brutalität und Heuchelei die Herrschaft gewinnen sieht, der sein Liebstes hingeben mußte und die Frage nicht unterdrücken konnte: Wozu? nein, man kann es ihm nicht verdenken, wenn sein Glaube und seine Weltanschauung ins Wanken kamen und er durch nagende Zweifel hindurch mußte. Aber die Schuld liegt auch diesmal nicht an der Sache, wie sie ist, sondern an der Vorstellung, die wir uns von ihr gemacht haben.

In ruhigen und gemächlichen Zeiten, als alles gut und nach unserem Wunsche ging, da mochten der erlernte oder ererbte Glaube, die stillfertige Weltanschauung wohl ausreichen, mochte das Gebilde, das wir aus der Phantasie unserer Kinderjahre von Gott mit hinübergenommen, standhalten. Jetzt aber, wo Stürme über uns dahingebraust kommen, zerbrechen sie das schwächliche Gebilde aus Menschenhand. Es fällt in Trümmer und begräbt unter sich das ebenso schwächliche Gebäude einer spielerischen, schnellfertigen Weltanschauung.

Und nun? Nun beginnt eben das, wovon uns die Jakobsgeschichte erzählt: das heiße Ringen mit seinem Gott und seinem Glauben von einer Morgenwacht bis zur andern. Und es ist gut, daß es so gekommen. Denn der Zweifel ist nicht Sünde, er ist besser und dem Himmel näher als das Fertigsein, und Ringen und Kämpfen bis

aufs Blut ist die unerläßliche Vorschule für jeden Glauben, der bestehen soll. Was an einem Menschen und an einem Volk daran ist, offenbaren nicht die guten, sondern die bösen Zeiten, durch die er hindurch muß. Der Kampf und das Leid sind die eigentlichen Gradmesser der Tüchtigkeit und Größe. Seelisches Leid aber ist das am stärksten läuternde. Wenn jetzt ein Mensch mit seinem Gott Tag und Nacht ringt wie mit dem grimmigsten Feind, wenn all sein Flehen und Beten an einem verschlossenen Himmel abprallt und er sich, von der Vergeblichkeit all seines Tuns durchdrungen, nahe daran sieht, mit seinem Glauben ein für allemal zu brechen, es aber noch nicht vermag, so schließt dies Ringen und Kämpfen ein so starkes seelisches Leid in sich, daß eine innere Läuterung unausbleiblich ist.

Gott unser Feind! Wer hätte noch nicht Zeiten durchgelitten, wo ihm der Gott, den er geliebt, an den er geglaubt, wie ein Feind erscheint, mit dem man den Kampf aufnehmen muß bis zum Letzten, Zeiten, wo man es genau spürt, wie Gott sich von einem fortwendet, wo man ihn gar nicht halten kann, auch gar nicht halten will, wo statt seiner ein ganzes Heer quälender Warums in der Seele erwacht und — „ein Narr wartet auf Antwort!"

Das aber sind gerade sehr oft die Stunden des Stirb und Werde, der unter geweihten Wehen sich vollziehenden Neuschöpfung, in der das tönerne Gottesbild zerbricht und der Gott des Geistes und der Wahrheit aufersteht: ein ganz neuer, in tausend Kämpfen, im heißen Ringen eroberter und gewonnener Gott, der nun nicht mehr stirbt wie sein zerbrechliches Bild, sondern endlich wirkliches Besitztum der Seele wird. Gott mußte unser Feind sein, um unser Freund werden zu können.

Denn nichts besitzen wir wirklich als das, was wir uns unter heißen Mühen erkämpft haben. Und gerade Gott will erkämpft sein. „Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel, denn du hast mit Gott und Menschen gekämpft und bist obgelegen." Viele besitzen keinen Gott, weil sie noch nicht mit ihm gerungen haben bis aufs Blut, er ist nie ihr Freund geworden und ihr Helfer, weil er nie ihr Feind und Widersacher gewesen. Viele haben keinen Glauben, weil

sie nie den Zweifel gekannt haben, nie durch seine wie Feuer brennende, aber auch wie Balsam heilende Qual gegangen sind.

Denn gerade heute erfahren wir es mit unwiderleglicher Wucht: es gibt nichts Äußerliches und Angelerntes. Es gibt nur Erworbenes, heiß Erstrittenes. Diese Zeit ist nicht nur äußerer, sondern innerlicher Kampf, der auch uns zu Gottesstreitern schaffen will. „Ich glaube nicht mehr an eine innere Einigung, ohne daß Blut fließt," hat ein Held dieses Krieges gesagt, der sein Blut bereits gegeben. Hier ist lediglich ein vaterländischer Gedanke ausgesprochen, aber ein anderer, der dem Christentum zugrunde liegt: die innere Einigung und Versöhnung der Menschheit durch das auf Golgatha vergossene Blut Christi, läßt sich wohl mit ihm vereinen. Denn all die Opfer, die jetzt zur Einigung unseres Vaterlandes gebracht wurden, weisen im letzten Grunde auf das Ursprüngliche, zur Einigung des Menschengeschlechts auf Golgatha Dargebotene. Aber auch sie, in beider Gestalt, dürfen kein toter Begriff bleiben, sondern müssen läuterndes Erlebnis werden, das heißt, sie müssen innerlich erstritten und erlitten werden.

Die Zeit ist für uns gekommen, wo das Wort Wahrheit geworden: Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen. Anstatt mit nervöser Ängstlichkeit zu harren, was uns an unsäglich Schwerem noch bevorstehen, wie oft sich der Bruch von Deutschtum und Treue noch vollziehen wird, wollen wir mit nüchternem Mute der Tatsache ins Auge sehen, daß heute ein jeder ganz allein auf sich angewiesen ist — und auf den Gott, der kein Gebilde unserer Phantasie ist, die heute schafft und morgen zerbricht, sondern ein Gott, eben deshalb so wirklich, weil er, aller menschlichen Fiktion entrückt, ganz Geist und Wahrheit ist, Persönlichkeit und frei bestimmender Wille in höchstem Maße, ehern und fließend zugleich wie alles Wirkliche.

Was Größeres kann es geben als das unentwegte Ringen um solchen Gott, gerade wenn er uns als Feind gegenüberzutreten scheint, wenn sein Wille dem unseren entgegen ist und wir an ihm und seinem Walten irrewerden? „Ich lasse dich nicht, du segnest mich

denn!" Das ist die Losung, unter der Jakob ringt und siegt. Als der junge Tag mit Purpurfüßen den Tau der Täler und Hügel betritt, da ist alle Nacht und aller Zweifel gewichen, der Sieger ist aus dem Kampfe hervorgegangen und heißt Israel, der Gottesstreiter. Wohl trägt er noch die Merkmale des schweren Kampfes an sich, aber sie sind Narben geworden, die ehren.

Auch unser Ringen mit Gott, unser Kämpfen um einen Glauben und eine Weltanschauung, die all dem Schweren und Unbegreiflichen standhält, das wir jetzt erleben, kann ohne Schmerzen und Wunden nicht abgehen. Aber weil sie notwendig sind zum Werden des neuen Menschen, der neuen Gotteserfassung, die aus dem Geist und der Innerlichkeit geboren ist, wollen wir sie willig und gern auf uns nehmen. Denn um einen Gott zu ringen, der uns die Kraft zu dem Hindurch gibt, das uns jetzt mehr als je beseelen muß, um einen Glauben zu ringen, der so fest geankert ist, daß ihn nicht jeder Sturm und jede Unbegreiflichkeit von außen zu erschüttern vermögen, das ist die höchste und lohnendste Aufgabe für den Menschen dieser schweren, aber von Gott und seinem Geiste dennoch erfüllten Tage

„J'accuse!“

Der Titel mag befremden. Aber er hat seinen guten Grund. Es handelt sich um ein französisches Buch. Nicht eins von einem Franzosen. Ein Deutscher hat es geschrieben. Einer der vielen, die fern von ihrem Vaterlande das große Leid dieser Zeit erdulden mußten: untätig, unfrei, unter Qualen, die sie niemand aussprechen, über die sie in keinem Briefe schreiben durften, in fremder Gefangenschaft ihre besten Kräfte hinsiechen zu fühlen, indes ihr Vaterland so nötig ihrer bedurfte, die, von allen anderen Leiden abgesehen, mit beunruhigenden Nachrichten über Deutschlands Wohl und Wehe von den Feinden hämisch gequält wurden, die hofften und harrten von einer Morgenwache zur anderen, einem Abend zum anderen, daß endlich, endlich die Stunde ihrer Befreiung käme, die in ihren Hoffnungen von den schadenfrohen Bedrückern bestärkt wurden, um sie zuletzt immer wieder in das Nichts aufgehen zu sehen.

Gewiß, die da draußen standen in unsäglichen Strapazen, im steten Hinblick auf den Tod, in heißen Kämpfen und Entsagungen, sie hatten es unendlich schwer — aber sie waren frei, waren nicht die Knechte fremder Willkür! Auch wir da drinnen waren nicht auf Rosen gebettet, auch wir kämpften in Haus und Beruf mit den größten Schwierigkeiten, gingen durch die harte Schule der Entbehrung und Selbstverleugnung. Aber wenn es uns einmal sehr bitter ankam, wenn wir den Mut verlieren wollten und meinten an das Ende unserer Kräfte gelangt zu sein, dann konnten wir uns dies eine immer wieder vorhalten wie einen Schild und einen Trost: Wir waren doch wenigstens frei, konnten gehen, wohin wir wollten, konnten tun und lassen, was uns beliebte.

In der Gefangenschaft leben — und eines Tages, der ja doch kommen muß, aus ihr befreit werden, das Licht der heimatlichen

Sonne wieder sehen, die geliebten, so lange entbehrten Seinen in die Arme schließen zu können — es muß so groß und herrlich sein, daß es alles Ungemach und Leid wieder aufhebt. „Wenn der Herr die Gefangenen Israels erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Da wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat Großes an ihnen getan. Der Herr hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich!“ Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, da diese Hoffnung auch für die Letzten ihre Erfüllung findet da, die mit Tränen gesät, mit Freuden ernten werden.

Aber in der Gefangenschaft leiden und sterben, fern von den Seinen, das glühende Heimweh in der Seele, ein Fremder unter Fremden — wo ist eine größere Tragik denkbar?

Man sagt, was an einem Menschen dran ist, macht erst das Leid offenbar. Erst wenn die Stunden der Trübsal über ein Menschenleben dahinbrausen, offenbart sich sein Wert oder Unwert. Wie einer in der Prüfung besteht, das ist das Entscheidende.

Ich will heute von einem sprechen, der in der Gefangenschaft gelitten hat, der in ihr gestorben ist, einsam und fern von der Heimat, der, fein gebildet, zart veranlagt, körperlich leidend, alle Unbill doppelt und dreifach empfunden hat — und der dennoch als Überwinder aus dieser schweren Prüfung hervorgegangen ist. Vielleicht kann ich es wie kein anderer, denn es war mein Bruder. Aber das ist, möchte ich beinahe sagen, hier etwas Nebensächliches. Jeder, der dies Tagebuch aus der französischen Gefangenschaft liest, mag er ihm persönlich ganz fern stehen, muß von der Tragik und Größe dieser Aufzeichnungen in tiefer Seele ergriffen werden. Denn es ist das Dokument eines menschlichen Erlebens und Erleidens, von dem man sich, in der Gemächlichkeit des Friedens und der Sicherheit der Freiheit wirkend, keine Vorstellung machen kann, und das dennoch uns alle angeht. Und es ist das Dokument eines menschlichen Überwindens und Heranreifens, wie es größer und in allem Schrecklichen schöner nicht gedacht werden kann. In der täglichen Gefahr des Entdecktwerdens, unter schwerer Strafe, als dieses wirklich eintrat, in heißen,

immer wieder getäuschten Hoffnungen der Freilassung ist es geschrieben, unter den größten Schwierigkeiten und Listen nach Deutschland hinübergebracht und nun in deutschem Verlage als Buch erschienen:

„J'accuse!“ Zwei Jahre in französischer Gefangenschaft. Tagebuch des Stabsarztes a. D. Dr. Max Brausewetter, gestorben im Gefangenenlager von Le-Puy, Roche Arnaud, den 16. September 1916. (Bruno Cassirer, Berlin 1918.)

Die Aufzeichnungen sind eine genaue Abschrift des Originals. Sie sind durchaus authentisch, die einzelnen Angaben hat die deutsche Regierung durch das Zeugnis zahlreicher Mitgefangenen einwandfrei feststellen lassen. Manches sehr Wichtige ist leider der Zensur zum Opfer gefallen. „Und so mögen nun des Toten eigene Worte ihre erschütternde Sprache reden,“ schreibt seine Gattin in einer kurzen Vorrede, „sie sind entsprungen aus derselben Quelle, die unsere glorreichen Schlachtfelder im Westen, Osten und Süden berieselt, die die Motoren unserer Luftschiffe und Unterseeboote antreibt, und die still und klaglos ins All zurückflutet, wenn das Vaterland ihr Opfer fordert: aus dem Herzblute des deutschen Mannes.“

Auf dem spanischen Schiffe „Sister“ begab sich Dr. Max Brausewetter von Malaga, wo er seit Jahren als deutscher Arzt eine große Praxis übte, am Morgen des 24. August mit Weib und Kind auf die Fahrt nach Genua. Von hier wollte er nach Deutschland, um sich seinem Vaterland als Arzt zur Verfügung zu stellen. Er wagte diese Reise, weil seitens des Gouvernement de la république française die Versicherung gegeben war, daß die Reisenden, die als combattants nicht in Frage kämen, d. h. die Invaliden und über 45 Jahre alten, unbelästigt in ihre Heimat zurückkehren könnten. Zu ihnen gehörte mein Bruder: er war Invalide und über 45 Jahre alt. Im übrigen hat er selber in einem Gedicht gesagt:

Wag' einer, uns zu schmälen,
Weh dem, der unser spott'!
Den Weg galt's uns zu wählen,
Wohin er führte, Gott.

Als die „Sister" in den Hafen von Marseille einfuhr, kamen französische Offiziere an Bord und machten ohne alle Umstände 72 deutsche Männer, gleichviel, ob sie über 45 Jahre, ob sie Invaliden, Ärzte oder Priester waren, zu Kriegsgefangenen der französischen Republik, Von Bajonetten umschlossen, von dem erschütternden Jammern der Ihren, dann von dem Johlen und Kreischen der Marseiller Weiber: „A bas! à bas! à la mer! à la mer!" begleitet, wurden sie auf den Ponton gebracht und nach Château d'If geführt.

Damit beginnt die lange, hoffnungslose Leidenszeit des Gefangenen. Château d'If war die erste Leidensstation, Le-Puy die letzte.

Knarrend schloß sich die Pforte des Kerkers von Château d'If, das durch Dumas' „Grafen von Monte Christo" bekannt genug ist und in der Französischen Revolution eine traurige Rolle gespielt hat. Hier werden jetzt in zerfallenen, feuchten, seit Jahrzehnten nicht mehr gereinigten Räumen, in denen Ratten und jede Art von Ungeziefer ihr Wesen treiben, Zivilgefangene aller Gesellschaftsklassen zusammengepfercht: zehn geistliche Herren, zwölf des Gelehrtenstandes, Kaufleute, Farmer, gewesene Offiziere. Gestank erfüllt die Luft, der Fußboden besteht aus trockenem und feuchtem Lehm, Staub, Abfällen von Lumpen und Kot. In früheren Jahren siechten hier die schwersten politischen Verbrecher trostlos hin, bis der Tod ihren Leiden ein Ende bereitete. Da die Verpflegung der Gefangenen an den Meistbietenden verpachtet ist, so will jeder möglichst hohen Gewinn herausschinden und gibt das schlechteste Essen, und zwar in folgender Anordnung: Morgens um 10 Uhr eine reichlich wässerige Kohlsuppe mit einem Stück Wurst, abends 4½ Uhr wieder dieselbe Suppe; das ist alles. Jeden zweiten Tag ein Stückchen Fleisch dazu.

Um solchen und anderen Mängeln einigermaßen wirksam begegnen zu können, beschließen die Gefangenen, sich zu organisieren; Dr. Brausewetter wird zum Vorsitzenden, der Grazer Kanzelredner Dr. theol. Franz Beyer und der Leutnant a. D. Kurt Schmidt aus Las Palmas als Beisitzer gewählt.

Diese Organisation hat sich für alle folgenden Zeiten und Schwierigkeiten als außerordentlich heilsam erwiesen, zumal in der Person

eines Saarburger Lothringers ein guter Dolmetscher gewonnen wird. Freilich den mannigfachen, immer neu herantretenden Leiden und Unbilden kann sie auch nicht Widerstand leisten. Mit voller Gerechtigkeit und Anerkennung wird des ersten französischen Gefangeninspektors, des Sergeanten Bonel, Erwähnung getan, der sich in jeder Beziehung menschlich benimmt, die Selbstverwaltung der Gefangenen respektiert und sein möglichstes tut, ihre traurige Lage zu mildern.

Aber nun kommt das Schlimmste: das Gespenst des Kleinmuts und der Verzweiflung. Jeden packt es. Jeder macht eine Zeit durch, wo er wie ein Schwerkranker sich von der Gesellschaft ausschließt und den bittersten Gedanken nachgrübelt. „Ich weiß von manch einem, es war durchaus nicht immer ein Weichling, der sich nachts die Decke über den Kopf zog und bitterlich weinte. Das war nicht Schwäche, das war Scham vor sich selber. In Château d'If waren es noch wenige, in Frioul mehrte sich die Zahl, und in Casabianda griff die geistige Ansteckung erschreckend um sich, und in jener Zeit, da wir unsere Kameraden an Dysenterie und Typhus verloren, da die Fluchtversuche mißglückten und aufs härteste bestraft wurden, hatte das Gespenst gewonnenes Spiel. Nur langsam richtete den einen oder den anderen wieder der kategorische Imperativ auf: Du darfst nicht in Feindesland kläglich erliegen! — Daß keiner von uns durch Selbstmord fiel, betrachte ich noch jetzt als große Genugtuung. Wie nahe hat manch einer von uns vor solcher Lösung gestanden!"

Ein anderes schweres Kreuz, von dem wir uns hier in den geordneten Verhältnissen keinen Begriff machen können, drückt schwer auf die Gefangenen: das unablässige Zusammengepferchtsein mit anderen. Keinen Augenblick für sich. Niemals seiner Neigung nach Stille und Alleinsein nachgehen zu dürfen! Hier gibt es keinen Herrn und keinen Diener. Jeder ist dem anderen gleich, jeder kann ihn mit seinen schlechten Angewohnheiten, seiner vernachlässigten Kinderstube, seinem Geschwätz und Lärm stören und ihm auf die Nerven fallen, wie es ihm beliebt. Der Ungebildete ist dem Feingebildeten, der seelisch fein Empfindende dem Brutalen völlig gleich. „Einer dient nicht etwa dem anderen, sondern die Sucht, Herr zu sein über den anderen,

ist nie so ausgeprägt wie hier. Wer nicht Herr sein kann und aufsteigen, der tut alles, herniederzuziehen, nur keinen Besseren anerkennen! Keine Autorität! Der gemeinste Schwätzer soll dem Denkenden gleichstehen!" Wie atmet der Schreiber dieser Blätter auf, als er endlich nach schwerem Kampf und heißen Mühen als Offizier anerkannt ist, sein kleines Zimmer mit nur einem zu teilen hat und nun die Wonne genießt, ein eigenes Bett, eine umgestülpte Kiste als Schreibtisch, einen Koffer als Sessel davor zu haben! Er findet kaum die Worte, diese Wonne zu schildern.

Naturgemäß ist oft von französischen Ärzten die Rede. Der Verfasser bekennt, daß er unter ihnen die besten und die schlechtesten kennengelernt; auch ein Ungeheuer ist unter ihnen, von dem ein besonderes Kapitel das Ungeheuerlichste erzählt: wie er niemals einen Kranken, auch nicht den am schwersten leidenden, besuchte, diesen vielmehr als „Simulanten" ins Gefängnis stecken und auf das schrecklichste quälen ließ. Viele der armen Deutschen sind auf diese Weise hilf- und rettungslos zugrunde gegangen. „Der Spanier quält Tiere, ist aber gutmütig zu Menschen; der Franzose aber quält Menschen mit Lust, mit satter Lust."

Wie berechtigt diese Anmerkung ist, geht aus einer schwer glaublichen und dennoch zweimal geschehenen Tatsache hervor. Die französischen Kommissionäre wiegen die armen Gefangenen mit voller Absicht in den Wahn, sie wären befreit und träten die Fahrt zur Heimat an, während sie in Wirklichkeit auf ein Schiff gebracht werden. Zweimal wird ihrer so in der schändlichsten Weise gespottet: als sie von Château d'If nach Frioul und als sie von dort nach Casabianda geführt werden.

Nun kommt eine kurze Zeit großen Glücks: der französische Medizin-Major in Frioul überträgt dem deutschen Kollegen eine Station: die der gefangenen Frauen und Kinder. Er ist frei, bekommt „sein Zimmer", eine Bude von 3 mal 2 1/4 Meter — und kann vor allem arbeiten, wirken, Gutes schaffen. Die Frauen und Kinder sind in einem Kasernement auf einer Anhöhe der Insel untergebracht.

Viel Elend findet sich hier — mit hingebendem Eifer und unter der Hilfe tätiger Frauen wird alles neugeschaffen. Die „Sister"-Leute veranstalten Sammlungen, den schwächlichen, unterernährten Kindern werden Suppen gekocht, regelmäßige Sprechstunden für die Kranken eingerichtet — bis die Botschaft kommt: die Gefangenen sind frei, das Schiff liegt bereit, sie freudetrunken ihre Bündel packen, zum rettenden Schiff eilen — um nach entsetzlicher Fahrt auf schlenkerndem Kasten in ein neues Gefangenenlager transportiert zu werden — Casabianda, das fürchterlichste von allen, so allen Gesetzen der Menschlichkeit widersprechend, daß es auf Beschluß der Genfer Konvention aufgehoben werden mußte.

„So begann das widerlichste Kapitel unserer Gefangenschaft, Casabianda."

Ereignisse folgen auf Ereignisse. Fast jeder Tag Casabiandas bringt neue Aufregung. Dr. Marcantoni, jener verbrecherische Arzt, von dem bereits die Rede war, zeigt sich von satanischer Schlechtigkeit, sperrt zwei der gefangenen Herren, als sie schwer erkranken, wegen falscher Krankenmeldung ein und läßt den Schreiber als deutschen Arzt von Bewaffneten abführen, als er Protest gegen solche Behandlung erhebt. Einige der Gefangenen, die die immer schlimmer werdende Lage nicht ertragen können, machen einen Fluchtversuch, werden abgefaßt und, nachdem man sie nackt ausgezogen, gemißhandelt. Als sich Dr. Brausewetter darüber bei der amerikanischen Botschaft in Paris und zugleich beim Gouverneur von Korsika beschwert, wird alles abgeleugnet, und Dr. Brausewetter erhält dreißig Tage schweren Kerker. Auch dies nimmt er mit Größe, ja mit einer Dosis Humors hin.

Von Casabianda geht es nach Uzès, wo man an einem Abend unter dem Gejohle, Pfeifen, Brüllen, Kreischen, Zischen und Heulen der Bevölkerung einzieht.

Die in Casabianda begonnene schwere Kerkerhaft wird hier fortgesetzt, aber der anständigere Kommandant gewährt große Milderungen, und wieder empfindet der Schreiber es als Wohltat, jetzt wenigstens einmal mit einem Leidensgefährten allein zu sein.

Mit so großer Seelenkraft alle Leiden auch getragen werden, sie haben den schwächlichen Körper unterminiert. Endlich ist der Schreiber als Offizier anerkannt, endlich kommt er in das Offizierslager von Le-Puy en Velay — da naht sich ihm der Tod als Erlöser. Gerade in den Tagen, an denen sein Austausch beschlossen ist und die Seinen zu Hause sich rüsten, den endlich Befreiten, endlich Heimkehrenden zu empfangen.

Es steht die Schlacht

Es steht die Schlacht, die Sichel geht,
Die Kugel pfeift, die Salve kracht.
Der Schnitter mäht und mäht und lacht
Sich in die Faust — es steht die Schlacht.

Es steht die Schlacht. „Zum Sturme schnell!"
Wie Eisen trutzt des Feindes Macht.
Ein dunstig Wölkchen von Schrapnell
Von hundert zehn — es steht die Schlacht.

Es steht die Schlacht. Die zehn drauf los
Wie Teufelsbrut ... ein harter Krach,
Hoch fliegen Zweige, Erde, Moos.
Von zehn noch zwei — es steht die Schlacht.

Es steht die Schlacht. Ein jeder Schritt
Durch Ströme Blutes wettgemacht.
Und sind wir zwei, wir halten mit,
Wir wanken nicht — es steht die Schlacht.

Es steht die Schlacht. Der Tag entweicht,
Aus fahlem Abend wird die Nacht.
Des Himmels Augen sind erbleicht
Wie die des Freunds — es steht die Schlacht.

Es steht die Schlacht. Leb' wohl, mein Weib,
Mein süßer Bube, gute Nacht!
Einst schutzt das Vaterland dein Leib,
Wie meiner jetzt — es steht die Schlacht

Etwas vom Aberglauben

Wir saßen, ein kleiner Kreis von Herren, am Stammtische und tranken müdes Bier. Die Unterhaltung, die eine Weile geschlafen, wurde von irgend jemand durch die Erzählung eines geheimnisvollen Vorgangs neu belebt und kam von ihm aus auf ein jetzt oft behandeltes Kapitel: den Aberglauben. Wie er, gerade in dieser Zeit, seine Blüten treibe und gar üppig wuchere. „Jeder Mensch ist in seiner Art abergläubisch," behauptete ein älterer Herr, der sich bis dahin noch gar nicht am Gespräch beteiligt hatte. „Ich war es früher nicht, aber manch ein Erlebnis machte auch mich dazu."

Ein verabschiedeter Major widersprach auf das entschiedenste. Wie man eine solche Behauptung aufstellen könne? Er kenne sehr viele Menschen, die dem Abergauben völlig ferne stünden. Ein wirklicher Mann könne niemals so törichten Glauben haben. Er für sein Teil sei ohne den geringsten Aberglauben. Und was der Alte sonst noch alles in heißem Ingrimm in seinen martialischen grauen Schnauzbart sprudelte und schalt.

Einige Wochen später traf ich ihn auf der Straße. Und da er längere Zeit am Stammtisch gefehlt und ich gehört hatte, daß er krank gewesen, äußerte ich ihm meine Befriedigung über sein vorzügliches Aussehen. „Unverrufen, unberufen, mein Lieber!" erwiderte er eilfertig und machte durchaus kein erfreutes Gesicht zu meiner erfreuten Äußerung, die wunderbarerweise die wenigsten Menschen vertragen können.

Es muß etwas Wahres an dem sein, was der verstandesklare Lessing einmal gesagt: Der Same, Gespenster zu glauben, liege in uns allen. Und wer am hellen Tage über sie spotte, höre bei dunkler Nacht mit Grausen von ihnen erzählen.

Wir sind seitdem in der Erkenntnis der Welt und der sie beherrschenden Gesetze ein gut Stück weitergekommen. Unwiderleglich hat

die heutige Naturwissenschaft es uns klargemacht, daß alles Samen und Frucht, alles Ursache und Wirkung ist und nichts geschieht, was nicht auf irgendeine Weise erklärt werden kann. Schon beginnen Religion und Theologie an die Wissenschaft, der Glaube an die Vernunft ihre notwendigen Zugeständnisse zu machen, immer sichtbarer schreitet die Aufklärung vor, immer nüchterner wird das Denken und Treiben der Menschen — aber immer noch geraten Wirte, die einige Menschen bei sich sehen, in Verlegenheit, wenn durch irgendwelche Absagen oder durch unvorhergesehene Zufälle die ängstlich vermiedene Zahl dreizehn dennoch plötzlich unheildrohend auf dem Plan erscheint; immer noch werden allerlei oft geradezu komische Versuche gemacht, das Unglück der dreizehn zu Tische um jeden Preis zu vermeiden; immer noch gibt es Menschen, die lieber sich selber der Lächerlichkeit preisgeben, ehe sie sich an einen so todgeweihten Tisch setzen. Zum mindesten kann man behaupten, daß wohl selten bei einer Mahlzeit dreizehn Personen zusammen sitzen, ohne daß es nicht wenigstens von einer unter ihnen bemerkt oder ausgesprochen wird.

Falsch wäre es, solche Dinge ausschließlich dem weiblichen Geschlechte und seiner mangelnden Logik zuzuschreiben. Eine gesellschaftlich erfahrene Dame stellte einmal die Behauptung auf, sie könne bei einem Essen ruhig einmal die verhängnisvolle Zahl dreizehn wagen — vorausgesetzt, daß es sich nicht um ein „Herrenessen" handle. Denn da wäre es unmöglich. Und ein bald darauf eintretender Fall bewies schlagend die Richtigkeit ihrer Empörung auslösenden Behauptung. Meistens wird bei solcher Gelegenheit dann auf den großen Bismarck gewiesen, der die Schwäche gehabt haben soll, nicht mit dreizehn zu Tische zu sitzen.

Die Tatsache, daß der Aberglaube da draußen auf dem Felde und in den Schützengräben seine reichen Blüten trieb, ist ein neuer Beweis, daß er nicht nur in weiblichen Herzen zu Hause ist. Damals wohnte ich der Hochzeit eines jungen Fliegeroffiziers bei. Sämtliche Auszeichnungen, die denkbar waren, schmückten seine Brust. An Tapferkeit und Todesverachtung sollte er nicht seinesgleichen haben. An einem kleinen Nebentisch saß ein junges, bildhübsches Mädchen ganz

allein, die Tochter des Hauses. Ich fragte die gegenübersitzende Wirtin nach dem Grunde dieser seltsamen Anordnung. „Wir wären sonst dreizehn zu Tische gewesen, und der Bräutigam erklärte, als wir keinen Anstoß daran nahmen, daß er keinesfalls bei seiner Hochzeit zu dreizehn sitzen würde." Keine Wunder vielleicht bei einem Flieger, die alle abergläubisch sind.

Viele andere Fälle stehen vor meiner Erinnerung: Eine hochgestellte Dame, die mir einmal gestand, eine Reise, auf die sie sich wer weiß wie lange gefreut, sei ihr von Grund aus verdorben, weil sie sie bei abnehmendem Mond unternehmen mußte. Ein Professor der Geschichte, der die wichtige Reise aufschob, weil sie auf einen Freitag fiel. Ein junger wissenschaftlich gebildeter Geistlicher, der in dem alten Amtshause, an seiner Antrittspredigt arbeitend, bei dem Surren und Ticken des Holzwurmes, „Totenuhr" genannt, eine starke Nervosität nicht beherrschen kann — wie viele derartige Fälle könnte ein jeder aus seiner Erfahrung anführen!

Und wer hätte es nicht schon durchgemacht, daß, wenn in einem kleineren oder größeren Kreise das Gespräch auf den Aberglauben kam, manch einer von ihm nichts wissen wollte, dann aber hinzufügte: „Freilich wunderbar, das kann ich nicht leugnen, war ein Fall denn doch, den ich einmal erlebt habe." Und nun folgte eine Geschichte nach der anderen, die vom Aberglauben handelten, und die sich in ganz seltsamer Weise bewahrheitet hätten.

Was so das Leben dem unbefangen Beobachtenden zeigt, das spiegelt sich in der Dichtung wider. Mit keiner menschlichen Empfindung arbeitet die Literatur aller Zeiten und aller Länder so gern und so dankbar wie mit dem Aberglauben. In der antiken Tragödie des Sophokles finden wir ihn wie in der modernen Henrik Ibsens und Strindbergs. Shakespeare hat ihn, oft zur höchsten Wirkung, im „Julius Cäsar", „Hamlet", „Othello", ja fast in jeder seiner großen Meistertragödien ebenso reich verwandt wie Schiller in „Wallenstein", „Braut von Messina", „Jungfrau von Orleans".

Eins möchte ich hervorheben: Gerade diese das Gebiet des Lächerlichen streifende Form, die wir dennoch bei den gebildetsten und auf-

geklärtesten Menschen finden, die sich bei vielen Männern, ja tapferen Soldaten in allen Rangstellungen zeigt, die einem Cäsar und anderen großen Feldherren nach ihm zu eigen gewesen — sie ist nicht so einfach mit einem verächtlichen Achselzucken von der hohen Warte überlegener Weisheit abzutun. Sie ist mehr als eine zufällige oder komische Erscheinung: ein Etwas, dem eine gewisse Wirklichkeit zuzuschreiben ist; ein Beweis zugleich, daß der Mensch neben seinen fünf Sinnen einen verborgenen sechsten noch haben muß. Daß ihm etwas eingeboren sein muß, das über diese Welt der Erscheinungen und sogenannten Wirklichkeiten hinaus sein Fragen, Suchen und Sehnen in eine geheimnisvolle andere richtet, von der er Aufschluß verlangt über Dinge, die seine Schulweisheit und seine Logik nicht zu ergründen vermögen. Das dünkt mich das Beachtenswerte an dieser Sache.

Freilich eins bleibt: das Rätsel, daß dieselben Menschen, die sich allem Wissen, aller Aufklärung zum Trotz von dem Aberglauben in irgendeiner Gestalt nicht zu befreien vermögen, den Glauben als solchen, wie ihn das Christentum geprägt, als mit den Ergebnissen ihres Forschens und Erkennens nicht mehr als vereinbar zu finden vermögen. Lieber blinder und vernunftwidriger Aberglaube als die geistig geklärte und verklärte Glaubenswelt göttlicher Offenbarung.

Das ist der unlösbare Widerspruch.

Das Interessante an dem üppig wuchernden Aberglauben ist dies: die Tatsache, daß der Mensch ohne den Glauben nicht zu leben vermag.

Und weil er es nicht vermag, so verirrt sich sein Schauen und Suchen in die abgelegenen Gefilde eines wirren, blinden Zufallsglaubens, steigt er hinunter in die tiefsten Niederungen, anstatt den Flug auf befreiende Höhen zu wagen.

Der Unterschied zwischen Glauben und Aberglauben ist vielleicht so am klarsten zu bestimmen: Der Aberglaube verwirrt, der Glaube klärt. Dieser beruhigt, jener beunruhigt. Dieser ist der Erreger steter Furcht und Bangigkeit, jener ist der Schöpfer der Freiheit und des Mutes.

Zum Glauben sind wir geschaffen. Und recht hat Lessing: Der Same zu glauben liegt in uns allen.

Von Ahnungen und von Träumen

Die Zeit so schwerer Ereignisse, steter Befürchtungen und anomaler Erscheinungen, die wir jetzt durchleben, hat die Empfindung für das Übersinnliche, und zwar nicht nur nach seiner gesunden Seite als religiöse Empfänglichkeit, sondern auch nach seiner ungesunden als abergläubische Empfindsamkeit, in besonderer Weise geweckt. Mit dem Glauben hat der Aberglaube, mit der Frömmigkeit die mystische Neigung für Dinge, die über unsere Schulweisheit hinausgehen, ihre stille Einkehr gehalten.

Zwei Erscheinungen sind es, denen vornehmlich die Aufmerksamkeit zugewandt wird: den Vorahnungen und den Träumen.

Sehr oft hörten wir von gefallenen Kriegern, daß sie kurz vor dem Sturme oder der Schlacht, auch im Schützengraben oder Unterstande, ihren Tod bereits sicher vorausgesagt, ja ihre Bestimmungen für sein Eintreten getroffen hatten. Eine natürliche Erklärung begegnet hier keiner Schwierigkeit. Wer jede Sekunde vom Tode bedroht ist, wer seine Kameraden zur Rechten und zur Linken ihm unaufhörlich zum Opfer fallen sieht, der muß naturgemäß vor einer entscheidenden Aktion den Gedanken haben, daß sein Schicksal nun auch ihn ereilen könnte. Zudem hörten wir immer nur von den Fällen, wo diese Vorahnung zur Wirklichkeit geworden, während uns jene gewiß noch häufigeren, wo sie sich nicht erfüllte, weniger zur Kenntnis kommen. Ganz ähnlich verhält es sich mit solchen Vorahnungen bei den Zuhausegebliebenen, denen die stete Besorgtheit und Furcht dunkle und ahnungsvolle Gefühle mit einer gewissen Naturnotwendigkeit einflößten.

Etwas anders steht es mit den „Ahnungen", d. h. mit den vormahnenden, deutlich vernommenen, aber unbegreiflichen „Stimmen", die nicht aus dem mehr oder minder bewegten Innern, sondern

„von außen" kommen. Auch hier hörten wir öfters von Soldaten, daß ihnen urplötzlich, und ohne daß etwas Besonderes vorliegt, eine „Stimme" sagte: „Morgen oder in dieser Schlacht wirst du deinen Tod finden." Und wenn man sich auch männlich gegen solche „Prophezeiung" wehrt, sowie der angesagte Tag oder die bestimmte Stunde kommt, beschleichen einen doch Unruhe und Furcht. Bei manchem Soldaten ist nun wirklich zur vorhergesagten Stunde ein unglückliches Ereignis eingetreten. Aber es war nur eine leichtere Verwundung oder eine Krankheit, die nicht zum Tode, sondern zur Genesung führte.

Eine nüchterne Vernunft, die den Kausalnexus und die Logik allen Geschehens sich ruhig vor Augen hält, die sich auch in den Augenblicken der höchsten Spannung und der drohenden Gefahr im pflichtgemäßen Handeln und der klaren Einsicht in die Unmöglichkeit solcher manchmal eintreffenden, viel häufiger aber täuschenden Vorahnungen nicht beirren läßt, ist das sichere Heilmittel gegen solche auf der Erregung der Nerven und des Gemütes beruhenden unnormalen Empfindungen. Mit ihr aber vereint die unerschütterliche Zuversicht zu der Weisheit und Güte eines Gottes, der sich in dem, was er sich vorgenommen, durch Ahnungen und Stimmen und zweite Gesichte nicht beeinflussen läßt, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dach fällt.

Psychologisch interessanter als diese übersubtilen Gemüts- und Nervenstimmungen ist fraglos das auch heute trotz aller philosophischen und medizinischen Erklärungsversuche noch lange nicht aufgeklärte Gebiet der Träume.

Von den ältesten Zeiten an, wo wilde Völker das Traumleben als Wirklichkeit betrachteten und meinten, die Seele verlasse im Schlafe den Leib und halte Verkehr mit den abgeschiedenen Geistern, bis hin zu dem aufgeklärten Plato, der an das Überirdische des Traumes gleichwohl glaubte, oder bis zu Aristoteles, der Traumoffenbarungen ebenfalls für wahrscheinlich hielt, ist das Traumleben eine Quelle unausgesetzter philosophischer Studien gewesen.

Aber auch in religiöser Beziehung hat der Traum seine Bedeutung gehabt. Sowohl im Alten wie im Neuen Testament benutzt Gott ihn zur Offenbarung seines Willens und seiner Wege. Die Menschen achten darauf. Träumen wird Wichtigkeit beigelegt, und die Traumdeuter genießen am Hofe der Könige wie in den Kreisen des Volkes Ansehen. Zu Abimelech, zu Abraham, zu Joseph, Pharao, zu Salomo, Daniel und Nebukadnezar kam Gott im Traume. „Im Traume des Gesichtes in der Nacht," heißt es bei Hiob, „wenn der Schlaf auf die Leute fällt, wenn sie schlafen auf dem Bette, da öffnet er das Ohr der Leute und schrecket sie und züchtiget sie, daß er den Menschen von seinem Vornehmen wende, und beschirme ihn vor Hoffart, und verschonet seiner Seele vor dem Verderben und seines Lebens, daß er nicht in das Schwert falle." Und beim Prediger Salomo: „Denn wo viel Sorgen ist, da kommen Träume." Und ein andermal: „Wo viele Träume sind, da ist Eitelkeit und viele Worte."

Auffallend ist es, daß sich hier schon im Gegensatz zu der Auffassung der Gottesoffenbarung im Traume, wie sie sonst das Alte Testament zeigt, eine skeptischere Beurteilung des Traumes zeigt. Vollendet finden wir diese dann im Buche Sirach, wo in geradezu modernem Sinne ausgesprochen wird, daß Träume Schäume sind und sich nur Narren auf sie verlassen. „Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten und will den Wind haschen. Träume sind nichts anderes, denn Bilder ohne Wesen. Träume sind nichts und machen doch einem schwere Gedanken."

Auch heute noch spielen die Träume in den weiten Kreisen des Volkes eine Rolle. Ein bekannter Verleger, einmal gefragt, welche Art von Büchern wohl am besten ginge, antwortete: „Die Traumbücher". Und auch heute noch beschäftigen sich viele Menschen mit ihren Träumen, werden durch sie beunruhigt und geängstigt, und es ist gar keine Frage, daß gerade der Krieg ihre Bedeutung stark gehoben hat.

Immer mehr neigt man zu der Meinung, daß Träume nichts sind als die natürliche Folge irgendwelcher körperlichen Indispositionen, insbesondere des Magens. Ein Zuviel beim Abendessen, eine schwere

Speise, eine Verdauungsstörung, ja ein Druck nur im Magen oder den Blutgefäßen vermag die absonderlichsten Träume hervorzurufen; Alkohol oder Nikotin ist in dieser Hinsicht von schwerwiegender Bedeutung. Es handelt sich hier also lediglich um mehr oder minder bewußte Reize auf die Oberfläche des Organismus oder auf empfindliche Stellen des Körpergewebes, jedenfalls nur um körperliche Reizungen, während die ältere Theorie diese Einflüsse als außerorganische ansah.

So einfach jedoch ist das Problem der Träume nicht zu lösen. Denn es sind nicht lediglich körperliche Reize, die das Vorstellungsmaterial der Träume liefern, sondern fraglos geistige und seelische in demselben Maße. Jeder, der träumt — nach vielen Erklärungen träumen alle Menschen und alle unaufhörlich, nur daß ihnen ihre Träume im wachen Zustand aus dem Bewußtsein geschwunden sind — und der über seine Träume nachdenkt, wird dabei entdecken, daß irgendein Keimgedanke der Wirklichkeit ihnen zugrunde liegt, daß selbst in den krausesten und wunderlichsten Träumen irgendeine Vorstellung, die man, oft vor längerer Zeit, gehabt, irgendein nicht zu Ende gedachter Gedanke sich fortspinnt und phantastische Gestalt annimmt. Reihenfolge, Logik, wirkliches Sachverhalten verwirren und verwischen sich im Traume, anschauliche Wahrnehmungen finden nicht statt, jede Willensbetätigung bleibt ausgeschlossen — aber ein geistiger Keimgedanke, eine seelische Idee ist fast immer da.

Es ist vor kurzem, ich weiß nicht von wem, es kann S. Freud gewesen sein, die Theorie aufgestellt worden: alle Träume wären die Ergebnisse unserer Wünsche, sie stellten erfüllte oder unerfüllt gebliebene Wünsche dar.

Es ist etwas Einleuchtendes und Annehmbares in diesem Gedanken, aber er bleibt in der Einseitigkeit stecken und erschöpft das Problem nicht. Denn sicher werden unsere Träume von der Sorge und Furcht in noch höherem Maße als von dem Wunsche beeinflußt.

Will man eine einigermaßen erschöpfende Erklärung des ganz niemals zu lösenden Problems, so möchte ich sagen: Unsere Träume

sind beides: Wunsch- und Furchtträume. Sie sind das Produkt unseres Wünschens und Fürchtens. Alles, was der Mensch von ganzer Seele wünscht, was ihn Tag und Nacht beschäftigt, sein ganzes Leben und Treiben erfüllt, alles zugleich, wovor er in ständiger Furcht lebt, wovor er zittert und bangt, all die drückende, nie weichende Sorge um sich, um einen anderen Menschen, ein kränkliches Kind, einen in steter Gefahr befindlichen Sohn, alles das kommt naturgemäß auch im Schlafe nicht zur Ruhe, nimmt wunderliche, manchmal unbegreifliche Gestalt an und verleugnet doch seinen eigentlichen Keim nicht.

Um nur zwei Beispiele anzuführen: Ich bin überzeugt, daß jetzt viel schwerer und banger geträumt wird als in besseren Zeiten, daß auch Leute, die früher von Träumen, insbesondere von drückenden und ängstlichen, nichts wußten, jetzt ihre Bekanntschaft machen.

Und das zweite: Ich bin überzeugt, daß ein Mensch, der ständig von Todesfurcht und steter Sorge um sich erfüllt ist, viel häufiger von Krankheit und Sterben träumt als ein anderer, dem solche Furcht völlig fernliegt.

Unsere Träume: Wunsch- und Furchtträume. Damit wäre das seelische Moment der Träume nach meiner Meinung am einleuchtendsten erklärt, das das körperliche selbstverständlich nicht ausschalten soll.

Lediglich das psychologische Motiv ist bei dieser Erklärung und Abhandlung das maßgebende gewesen, alles, was darüber hinausgeht, jeder Versuch, den Träumen einen anderen als den natürlichen Erklärungsgrund zu geben, nach alter Theorie überirdische Gewalten, Offenbarungen, Warnungen und dergleichen in ihnen zu sehen, jede Neigung, sie zu deuten, sich durch sie bestimmen oder beunruhigen zu lassen, gehört in das Gebiet des Aberglaubens.

Freilich ist auch dieser Aberglaube nur aufs neue ein Beweis, daß der Same, zu glauben, in uns allen liegt, und wäre es auch nur an Wahn und Träume, daß der verstandesklare, denkende Mensch neben seinen fünf Sinnen noch einen verborgenen sechsten haben muß, der hin auf seinen Schwingen aus dieser Welt der nüchternen Erfahrung

und Erkenntnis in eine andere hinüberträgt, in der alles Suchen ist und Glauben und Hoffen.

Nur daß dies Suchen, von allerlei phantastischen Vorstellungen und Gedanken fort, in gesunde und fruchtbare Bahnen gelenkt und jenem verworrenen Aberglauben der Glaube gegenübergestellt wird, von dem Goethe einmal so wahr geurteilt, daß er ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft sei, und diese Sicherheit aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforschliches Wesen entspringe.

Auf die Unerschütterlichkeit dieses Zutrauens, auf dies große Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft aber kommt alles an, insbesondere in Zeiten, wie wir sie jetzt durchleben.

Gethsemane Leid und Sieg

Wie einsam und völlig unverstanden Christus gelebt und gelitten hat, das wird uns klar, wenn wir von seiner Einsamkeit in der Gethsemane-Nacht lesen. Zwölf Jünger hatte Jesus. Seine Auserwählten waren sie, seine Vertrauten. Sie waren die Zeugen seines Wirkens, seiner Taten, sie hörten seine unvergleichlichen Worte, er legte sie ihnen noch besonders aus, sie wanderten und wallfahrten mit ihm, täglich und stündlich waren sie um ihn, sie feierten mit ihm das heilige Abendmahl vor seinem Tode, er nahm sie mit sich in die Nacht Gethsemanes.

Und sie?

„Und die Jünger verließen ihn alle und flohen."

Der Hirt ist geschlagen, und die Herde zerstreut sich. So war es, so wird es bleiben. Für jeden kommt einmal die Stunde, wo ihm die Augen aufgehen werden. Jesus hatte sie vorhergesagt: „Siehe, es kommt die Stunde und ist schon gekommen, daß ihr zerstreut werdet, ein jeglicher in das Seine, und mich allein lasset."

Unter den Zwölfen traf Jesus noch engste Wahl.

Drei nur, die ihm die liebsten und wertvollsten waren, sollten ihn begleiten in das geweihte Mysterium seines letzten Leidens. Denn ganz allein wollte er in dieser Nacht nicht sein. Auch der Stärkste will im Sterben eine Hand haben, die er fassen kann. So nahm er die drei Auserwählten mit sich in die Todesnacht. „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod; bleibet hier und wachet mit mir!" Wer hat je eine ergreifendere Bitte ausgesprochen?

Und sie?

Indes ihr Meister in Todesängsten ringt, — schlafen sie, schlafen so totenfest, daß er sie kaum zu erwecken vermag. Könnt ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?" Wer hat je eine schmerzvollere Frage getan?

Etwas Großes wollen, etwas Gutes wirken — und von der Menge fortgestoßen und verkannt werden, es ist etwas so Alltägliches, daß

es sich nicht lohnt, ein Wort darüber zu verlieren. Aber etwas Großes wollen, etwas Gutes wirken und zwölf, nein drei nur haben, auf deren Verständnis und Liebe man rechnet — und dann in entscheidender Stunde die Erfahrung machen, daß auch sie einen mißverstehen und aufgeben, das ist bitter. Für das Große, das man will, für das Gute, das man wirkt, sich selber hingeben, seine beste Kraft, seine ganze Seele, sein Leben, wenn es sein muß — und dann nicht einen haben, der zu einem steht, dann ganz allein und einsam kämpfen und leiden müssen — das ist Tragik. Die tragische Ironie ist es im Leben jedes Wahren und Großen, der für andere bauen, schaffen, leiden will.

Nie aber tritt diese Tragik so erschütternd auf als im Leben und Leiden Jesu. Wer wollte sich ihm in selbstloser Größe und Liebe an die Seite stellen? Und wer war verkannt, verachtet, verlassen wie er? Das ist das Augenöffnende und Fürchterliche an dieser Geschichte. Sie ist nicht einmal geschehen, sie wiederholt sich ewig, sie spricht zu uns Menschen des Heute mit gewaltigen Zungen. Sie will uns sagen, daß Christus heute noch genau so verlassen wird, wenn sich seine Lehre nicht mit der weltgebotenen Diplomatie verträgt, und daß, die ihm am nächsten stehen sollten, immer die ersten sind, die davonlaufen.

Man kann Freunde haben und Gesinnungsgenossen, kann einen Wirkungskreis besitzen, in dem man mit Wahn und Weihrauch der Unentbehrlichkeit jeden Tag aufs neue umstrahlt wird, man kann in einer Ehe und Familie leben, an deren Glück die Welt und man selber glaubt. Aber — die Prüfungsstunde, der eine entscheidende Augenblick! Und daß er kommt, ganz sicher, in jedem Dasein, das ist es.

Gott sei Lob und Dank, haben die Durchschnittsmenschen nicht den prophetischen Blick Jesu, der alles als naturnotwendig voraussah, was andere, wenn es sich plötzlich vollzieht, um den Verstand bringt. Die Handlungen der Menschen nicht verlachen, nicht beweinen, auch nicht verwünschen, sondern verstehen, das ist der Weisheit letzter Schluß. Aber wer gelangt je auf diese Höhe der Erkenntnis und des Lebens — besonders wenn man ihm Unrecht tut?

Jesus hat sie erlangt. Deshalb auch jene geborgene Ruhe, jenes schweigende Verstehen dem Ungeheuerlichen gegenüber, darum nur

ein leise mahnender Vorwurf an die schlafenden Jünger, ein wekkendes Wort an den Verräter Judas, ein undurchdringliches Schweigen seinen böswilligen Verklägern gegenüber. Der Verstehende, der in den Urgrund der Dinge Eingedrungene, kennt der Böswilligkeit gegenüber nur eine Waffe: das Schweigen.

Eins aber war es, das Christus über alle Verständnislosigkeit und alle Verkennung der Menschen hinweghob: das Bewußtsein des höchsten Gutes, das er in sich trug. Die Übereinstimmung seines Wollens mit dem des Vaters, sein unter dem Gesichtspunkte des Ewigen stehendes, auf göttliche Ziele gerichtetes Wirken. Das allein ist es, das große Naturen alle Enttäuschung, Verkennung und Verachtung der Menschen überwinden läßt. Sie treiben Gottes Werk, handeln der Sache halber!

So überwindet Jesus in dem Urdrange seiner Seele, die unverändert auf das Ewige gerichtet bleibt, alles Leid, das ihm die Verkennung der Menschen bereitet, und gelangt durch den Kampf Gethsemanes zum Siege, Das „Einssein" mit Gott stellt sich her. Es gibt dem weihenden Heiland die Kraft, das Leid eines ganzen der Schuld und dem Tode verfallenen Geschlechts auf sich zu nehmen. Denn das ist wiederum das Große in dem Leiden Jesu: daß er von dem eigenen Leiden zur vollen Durchdringung des allgemein menschlichen Loses gelangt, das Dulden heißt und Sichfürchten und Sterben. In dieser einen Nacht sah Christus der Welt Elend und Verfall in seiner zersetzenden Kraft, der Menschheit ganzer Jammer faßte ihn an, lebte, litt in ihm. Das Wort des Propheten ward an ihm erfüllt: „Der Herr warf unser aller Sünde auf ihn."

Vielleicht macht im letzten Grunde nichts anderes die Größe einer Persönlichkeit aus, als daß dies Wort an ihr zur Erfüllung kommt. Nicht eigenes Leid, nicht eigene Schuld auf sich nehmen, sondern das Leid und die Schuld der Menschheit, das ist das Höchste, was getan und gelitten werden kann. Das ist das Evangelium von der großen Verlassenheit Gethsemanes. Es führt uns in die tiefste Nacht des menschlichen Leids, um uns durch sie hindurch zur Morgenröte menschlicher Überwindung, gotterfüllten Siegs zu heben.

Skizzen und Erzählungen

Das neue Glück

Der Prinz ist noch nicht gekommen. Zoppot ist das schlummernde Dornröschen, und nie ist es so schön wie in dieser Zeit des ersten scheuen Werdens. Alles ist Stille und alles Geheimnis, das Meer, die dämmernde Küste, die verträumten Buchten. Der Frühling liegt in der Luft, man atmet ihn mit jedem Zuge, zu sehen ist er noch nicht.

Der Steg und die schön angelegten Promenaden sind leer und einsam, nur einige Gäste wohnen im Kurhause. Ich kenne keinen von ihnen. Auch das ist Gewinn.

Eines Morgens aber finde ich auf der großen, leeren Tafel einen Namen, der mich sofort in seinen Bann zieht, wie er es schon so manches Mal in meinem Leben getan hat: Vera, Freifrau von der Pforten-Gora.

Viele Jahre habe ich sie nicht gesehen. Das letztemal war es auf einer Hochzeit einer ihrer Schwestern. Sie war damals selber erst einige Monate verheiratet. Unglücklich, wie ich es auf den ersten Blick sah, und wie es mir meine gesprächige Nachbarin bestätigte. Später hörte ich, daß es immer trauriger in ihrer Ehe geworden. Inzwischen war ihr Mann ins Feld gezogen und bereits bei Tannenberg schwer verwundet worden. Als er einige Monate darauf starb, legte sie nicht einmal Trauer an. Es war ja auch nur eine Erlösung für sie. Und geheuchelt hatte sie nie.

Sie hatte eine reiche Auswahl unter den anstürmenden Verehrern. Aber nun geschah etwas Unerwartetes: nicht ein einziger fand bei ihr Gnade. Und dabei war sie Verehrern nie abhold gewesen, auch in ihrer Ehe nicht.

„Eine stille Liebe zu einem Rittmeister bei den Dragonern," erzählte man. Ich kannte ihn: Klaus von Bennewitz. Ich verstand

ihre Neigung und begrub die letzte leise Flamme von Hoffnung, die ich, töricht genug, in aufrührerischen Stunden noch genährt.

Schon am Vormittag sah ich sie. Es war auf dem von der ersten Frühlingssonne überfluteten Steg, dem größten und schönsten, der mir in einem Seebade vorgekommen. Sie ging mit langsamem, fast träumendem Schritt. Aus den aufgebauschten Ärmeln der dunkelgrünen Jacke lugten die schlanken, in wildlederne Handschuhe gehüllten Hände heraus, die mir stets wie unschuldige Kinderhände erschienen waren. Der Kopf mit dem vollen goldblonden Haar, das der kecke graue Filzhut kaum versteckte, wuchs frei und stolz in die herbe, klare Luft hinein. Wir wechselten wenige nichtssagende Worte. Es mochte uns wie Menschen gehen, die sich vielleicht manches zu sagen hätten, deren Stunde aber noch nicht gekommen war.

Dann sah ich sie an einem trüben, stürmischen Tage, der das Meer von Grund aus aufwühlte und den schüchtern anklopfenden Frühling mit robuster Faust gleichsam von der Schwelle trieb. Es war auf der sturmgepeitschten Nordpromenade. Aber diesmal war sie nicht allein. Ein Offizier mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse ging an ihrer Seite: Klaus von Bennewitz.

Nun war das Rätsel gelöst.

An diesem Mittag saßen wir zu dreien an der kleinen Tafel des Kurhauses und tranken Sekt. Bennewitz erzählte, daß er einen kurzen Erholungsurlaub genommen hätte, den er hier in Zoppot verleben wollte. Frau Veras Augen waren heller geworden, ein stilles, frohes Leuchten lag auf ihren schönen, immer noch ganz mädchenhaften Zügen, und um die blühenden Lippen spielte das abwesende Lächeln, das mich so oft bezaubert hatte.

Nun war der Frühling doch gekommen. Langsam, durch vielen Widerstand aufgehalten, dann aber um so siegesstärker und unaufhaltsamer. Unter den jungbelaubten Büschen des Parkes blauten die Veilchen, auf den Beeten glühten, umkränzt von rotgeränderten Gänseblümchen, die Anemonen, und über sie wandelte auf leisen

Sohlen der junge Lenz dahin, hörbar beinahe, so still war es in der weich und warm gewordenen Luft.

Frau Vera sah ich jetzt nur noch aus der Ferne. Und immer in Bennewitz' Begleitung. Warum sollte ich ihre Freuden stören?

Mein kurz bemessener Aufenthalt ging seinem Ende entgegen. Auch für Bennewitz schien der Urlaub abgelaufen. Ich sah ihn an einem frühen Morgen, an dem mich der schöne Tag aus dem Bett getrieben, so schnell zum Bahnhof eilen, daß ich ihm nur einen flüchtigen Gruß zuwinken konnte, den er jedoch nicht zu bemerken schien. Er war gewiß zu sehr mit seinen Gedanken und seinem Glück beschäftigt.

Wenige Stunden später traf ich Frau Vera. Es war wieder auf dem Steg, und wieder leuchtete die Sonne. Aber jetzt viel wärmer und sommerlicher als damals, als ich sie hier zum erstenmal sah.

Sie reichte mir die schmale Hand, die heute unverhüllt und schon ganz braun gebrannt war. Ich führte sie an die Lippen und sprach ihr meinen Glückwunsch aus.

„Einen Glückwunsch? Wozu, wenn ich fragen darf?" erwiderte sie mit einer Stimme, in der beides war: ein leiser Schalk und jene weich schwingende Wehmut, die für mich von jeher unwiderstehlich war.

„Zu dem neuen Glück, das Sie gefunden, Frau Baronin, und das Ihnen niemand nach all dem Schweren, das Sie durchgemacht, so herzlich gönnt wie ich, wenngleich ich alle Ursache hätte, mit einigem Neid darauf zu sehen."

In dem halben Blick, mit dem sie mir begegnete, lag sichtbares Erstaunen.

„Aber Sie wissen doch nichts von mir ... gar nichts. Wir haben uns seit alledem nie wieder gesehen und gesprochen."

„Seit alledem?"

„Nun ja ... seitdem ich das neue Glück gefunden, zu dem Sie mir Ihre Wünsche brachten."

Jetzt war es an mir, zu erstaunen.

„Ich dachte — weil ich Sie jetzt stets mit Bennewitz — —" Weiter vermochte ich nichts herauszubringen.

Ein verstohlenes Lächeln. „Ach — — das war es — — Bennewitz! Er ist mein guter Kamerad, wie ich hoffe, daß Sie es mir geblieben sind. Aber das neue Glück, von dem Sie sprachen — — doch kommen Sie, es ist so warm, und ich bin ein wenig müde. Ich habe jetzt öfter diese unbegreiflichen Anwandlungen von plötzlicher Müdigkeit. Wir wollen uns auf die Bank dort setzen, und ich will Ihnen von meinem neuen Glück erzählen."

Es war ganz still um uns. Die Sonne ließ ihre Lichter in neckendem Spiel über die Planken des Steges sich haschen und wieder lassen. Unter uns gurgelte das leise bewegte Wasser, in der Ferne blaute das Meer. Ein hell gestrichenes Boot mit straff gespannten Segeln glitt wie ein weißer Falter langsam über die endlose Fläche.

Und jetzt, in dieser klaren Beleuchtung sah ich zum erstenmal den blassen, ein wenig müden Hauch auf Frau Veras schönen Zügen.

„Sie sind in mein Leben eingeweiht, vielleicht auch in das Schicksal meiner Ehe, soweit das für einen Fernerstehenden möglich ist. Aber Sie kennen nur einen Teil der Geschichte. Den zweiten will ich Ihnen erzählen."

Sie schwieg, gleich als wollte sie die Worte erst sammeln, die sie jetzt sagen wollte.

„Sie hörten, daß ich sehr unglücklich war — lassen Sie nur, Sie waren gut unterrichtet! Mein Mann gehörte zu den Naturen, die unaufhörlich neu schaffen mußten, um dann das Geschaffene anderen zur Weiterarbeit zu überlassen. So fand er weder im Hause noch in der großen Tätigkeit auf seinem Gute, das er ganz nebenbei, mit spielender Leichtigkeit bewirtschaftete, Ruhe oder Rast. In allerlei Unternehmungen trieb es ihn. Auch manches Abenteuer war dabei, zu dem ihm seine vielen Reisen willkommene Gelegenheit gaben. Ich erfuhr es und ging nun auch meine eigenen Wege. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen. Bis auch diese aufhörten und wir kalt und ohne das geringste Verständnis nebeneinander lebten.

Dann kam der Krieg. An der Spitze seiner Husaren zog er hinaus. Wir nahmen kaum Abschied voneinander und schrieben uns, außer wenigen gelegentlichen Grüßen, kein Wort. Ich war auf jenem

trostlosen Punkt angelangt, wo man nichts mehr wünscht und nichts mehr fürchtet. Das Leben hatte uns getrennt, der Tod konnte es nicht mehr."

Einige Spaziergänger kamen in lebhaftem Gespräch an uns vorüber. Aber auch als sie bereits aus Hörweite waren, nahm sie ihr Wort nicht wieder auf. Ihr Auge sah mich nicht mehr, ganz nach innen schien es gerichtet.

„Ihr Herr Gemahl wurde dann bei Tannenberg schwer verwundet —"

„Ganz recht. Als er einen kühnen Angriff auf eine russische Schwadron machte und sie auseinandersprengte. Man brachte ihn in ein Lazarett und schickte ihn, als man die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes eingesehen hatte, in sein Haus. Seit Wochen hatte ich vor diesem Augenblick gezittert — — und nun — Sie werden es nicht verstehen, und doch war es so — nun begann mit ihm mein neues Glück — —"

„In der Tat, jetzt sprechen Sie ein wenig in Rätseln."

„Sechs lange Jahre waren wir uns auseinandergegangen — und jetzt an diesem Krankenlager, in den wenigen Wochen, die uns noch blieben, fanden wir uns. Keine weitschweifenden Gedanken, keine großen Pläne und Unternehmungen beschäftigten hier seinen Geist. Kein wildes Abenteuer lockte und reizte ihn mehr. Ganz still war es in ihm und um ihn geworden. Alle schönen und edlen Eigenschaften seines reichen Geistes, alle Güte seines Gemütes, die, für mich wenigstens, bis dahin verborgen geblieben, traten jetzt in die Erscheinung. Wie ein Held hatte er gekämpft, wie ein Held litt er auch.

Es waren herrliche, unvergeßliche Stunden, die ich mit ihm verlebte, um so kostbarer, je genauer wir beide wußten, daß sie gezählt waren. Mit aller Inbrunst klammerte ich mich an jede Minute, die mir blieb. Und er tat es wie ich. An jedem seiner Blicke, jedem leisen, dankbaren Händedruck spürte ich's, vor allem aber darin, daß er nicht eine Sekunde ohne mich sein konnte und jede fremde Hilfe ängstlich zurückwies.

Nicht um den Preis meines ganzen Lebens möchte ich diese Stunden, diese Augenblicke hingeben. Ich bewunderte und liebte ihn, wie ich nie einen Menschen bewundert und geliebt habe. Und als er an einem stillen Morgen, ein letztes Wort der Dankbarkeit auf den stammelnden Lippen, in meinen Armen starb — da hatte ich mein neues Glück gefunden."

Eine Wolke, die plötzlich am Himmel aufgetaucht war, deckte die Sonne. Sie wehrte sich gegen sie mit aller Kraft, schüttelte sie ab und lachte nur um so heller, alles weit umher mit ihrem siegenden Lichte erfüllend. Ganz weit da draußen schimmerte das weiße Segel, jetzt wie ein Traum nur noch, der durch weite sonnige Fernen zog.

„Das Leben hatte uns getrennt — der Tod uns vereint, das ist das Wunderbare, das ich erfahren habe. Auf jedem Schritt, in jedem Gedanken spüre ich es, ganz genau und ganz gewiß. Und oft ist mir, als erlebte ich das Wort eines alten Weisen, das ich früher einmal gedankenlos gelesen, jetzt in seiner ganzen Wirklichkeit —"

„Und dies Wort?" fragte ich, als sie nachdenklich schwieg.

„Wer weiß, ob nicht das Leben ein Gestorbensein — und das Gestorbensein in Wahrheit Leben ist?"

Sie reichte mir die Hand und ging. Lange sah ich sie auf dem hell leuchtenden, menschenleeren Steg dahinschreiten. Dann tauchte ihre schlanke, schwebende Gestalt in dem Gewirr der Kurhausgebäude unter, die sie mir entzogen.

Und in diesem Augenblick war mir, als würde ich sie nie wiedersehen.

Die beiden Freuden des Fräuleins Flöhr

Um sie war alles ausgestorben. Zuletzt war ihre Mutter gegangen, hinüber in jenes Land, das sie in frommen Liedern und Gebeten ersungen und erfleht hatte, und in das sie doch nicht hineinwollte, als es gastlich die Pforten ihr öffnete.

Nun war Hildegard Flöhr allein geblieben in der großen, leeren, stillen Wohnung, durch die noch immer die Seufzer der leidenden Mutter klangen.

Oftmals in der Nacht fragte Hildegard dann wohl: „Was ist dir, Mutter?" Ja, sie stand auf und zündete den Petroleumkocher an, um die Milch oder den Brusttee warm zu machen. Bis sie gewahr wurde, daß das Bett neben ihr leer war und sie sich mit einem leidvollen Kopfschütteln wieder niederlegte. Dann war es still um sie; nur die alten Möbel tickten und knackten, und die noch ältere Uhr an der Wand kündete heiser und mißvergnügt jede enteilende Viertelstunde.

Verwandte hatte Hildegard nicht mehr, Bekanntschaften hatte sie in der großen Stadt nie gemacht. Keiner kam zu ihr außer Frau Dörte Timreck, der alten Aufwärterin, die schon zu der Mutter Zeit jeden Morgen um sieben Uhr erschienen war, um schweigend und verdrossen ihre Arbeit bis zum Mittag zu tun. Nur gestern, als Fräulein Flöhr ihren vierundvierzigsten Geburtstag feierte, hatte sie nach alter Gewohnheit einen kleinen gelben Tulpentopf überreicht und einige Worte dazu gesagt.

Das war der einzige Glückwunsch und das einzige Geschenk, das Hildegard an diesem Tage erhielt. Den Tulpentopf trug sie des Nachmittags auf der Mutter Grab, zu dem sie jeden Tag pilgerte, und die Glückwünsche bewahrte sie in ihrem Herzen, in dem sie nicht viel Freundliches zu bewahren hatte.

Ab und zu geschah es wohl, daß der rostige Klingelzug da draußen, der zu der alten Wohnung und der alten Einrichtung so wohl paßte,

in schwerfällige, quietschende Bewegung geriet. Das kam daher, daß sich Fräulein Flöhr entschlossen hatte, das große Vorderzimmer, das nach der Mutter Tod ganz unbenutzt dalag, zu vermieten. Natürlich nur an eine Dame. Aber da ihr jedes Stück darin lieb und vertraut war und sie aufs Geld nicht zu sehen brauchte, sollte es nicht nur eine Dame, sondern eine würdige Dame sein.

So manche waren gekommen, alte und junge, Fräulein und Witwen, gebildete und ungebildete die Würdige war nicht gekommen.

So gingen nicht nur die Viertelstunden in dem gleichmäßigen Ticktack der alten Wanduhr dahin, sondern mit ihnen die Tage, die Monate, die Jahre. Und ein leises Gespenst schlich durch das schwindende Einerlei: das Grauen vor dem Altwerden und der Einsamkeit.

Und doch war Fräulein Flöhrs Leben nicht ohne Freude. Zwei Menschen trugen sie in ihr farbloses Dasein hinein, die sie nur von weiter Ferne sah und hörte, und die doch den Reiz und die nie ruhende Beschäftigung jeder ihrer Mußestunden ausmachten, die sie deshalb so schwärmerisch liebte und verehrte, wie ein Mädchen von vierundvierzig Jahren nur lieben und verehren kann. Der eine war der gefeierte Prediger an der Hauptpfarrkirche zu Sankt Jakob, der andere der nicht weniger gefeierte jugendliche Komiker am Stadttheater, Herr Waldemar Jürgen.

Jeden Sonntag, gleichviel ob er im Hauptgottesdienste oder des Morgens um acht Uhr oder des Nachmittags um zwei Uhr predigte, saß Fräulein Hildegard Flöhr auf ihrem gewohnten Platze, den ihr die durch einen freundlichen Opferpfennig gefällig gemachte Stuhlsetzerin offenhielt, unter Herrn Nicolais Kanzel. Keine Bibelstunde oder keinen Wochengottesdienst, den er abhielt, versäumte sie. Und wenn der geliebte Prediger mit seiner weichen Baritonstimme von der mühsamen Pein des Erdenlebens sprach, dann weinte Fräulein Hildegard still in sich hinein, entsagte freudig aufs neue jeder irdischen Lust und Versuchung und war glücklicher und froher in ihrem Schmerze als manch anderer im reichsten Besitze. Oftmals war ihr, als redete der Geistliche ganz allein für sie, als kennte er ihr Geschick genau und hätte seine Predigt nur für sie gemacht. Und diese

Empfindung hatte für sie etwas unendlich Befreiendes und Beglückendes. Sie stellte ein persönliches Verhältnis zwischen ihr und dem Prediger her, obwohl sie nie ein Wort mit ihm gesprochen hatte und er von ihrem Dasein keine Ahnung haben konnte.

Des Abends aber saß sie im Stadttheater, wieder auf einem ganz bestimmten Platze in der Eckloge des zweiten Ranges, den ihr die Kassiererin ebenso freundlich wie die Stuhlsetzerin in der Kirche jedesmal, wenn Herr Waldemar Jürgen in einer seiner Glanzrollen auftrat, frei gehalten. Und wie sie zu dem gefeierten Prediger voll gerührter Andacht empor, so blickte sie zu dem geliebten Komiker mit verzückter Begeisterung hinab. Und wenn er seine ausgelassenen Scherze machte und seine Miene mit jeder Sekunde veränderte, wenn er seine großen Augen wie blanke Talerstücke hin und her warf, dann zog die Freude in ihre stille Seele und nistete sich in die Falten ihres Angesichts wie ein verlorener Sonnenschein in eine Wandritze, dann lachte sie — nicht laut und wiehernd wie die Leute neben und hinter ihr; wie sie in der Pfarrkirche in sich hineinweinte, so lachte sie hier in sich hinein, ganz still und ganz leise. Aber wieder war das Befreiende in ihr und das unendlich Beglückende.

In allen seinen Rollen hatte sie den geliebten Komiker gesehen, nicht eine hatte sie versäumt, weder seinen Reif Reiflingen noch seinen Christoph Bleichwang, weder Charleys Tante noch seinen Peter in Romeo und Julia. In das Weihnachtsmärchen war sie zweimal gegangen, nur seinetwegen; er stellte einen Schneider dar, und der Genuß seines Meckerns oder gar des Augenblicks, wo er einen großen Bären im Walde trifft und aus Angst vor ihm mit unglaublicher Behendigkeit auf einen Baum klettert, konnte mit einem Male nicht erschöpft werden.

So wurden diese beiden, der eine durch sein ernstes Amt, der andere durch seine heitere Kunst, ohne es zu wissen, die Lichtspender und Wohltäter des alten, einsamen Mädchens, deren Dasein sonst ohne Freude und Reiz dahingesickert wäre. Oft wußte Fräulein Flöhr wirklich nicht, wem sie mehr zu danken hatte, dem Geistlichen, dessen tröstendes Wort wie Balsam auf ihre bedrückte Seele fiel, oder dem

Komiker, dessen heiterer Scherz sich in ihr altgewordenes Herz hineinlachte und es für einen Abend wieder jung und froh machte.

Jedenfalls standen ihre beiden Bilder auf ihrem Rokokoschreibtisch mit den verschmitzten Fächern und den geheimnisvollen Schiebladen: rechts Herr Martin Nicolai im Talar und Bäffchen, die wuchtige Hand mit dem großen Siegelring auf die Bibel gestützt, links Herr Waldemar Jürgen als Schummerich in den „Zärtlichen Verwandten", beide in roten Mahagonirahmen. Zwischen ihnen aber war eine größere Photographie ihrer Mutter aufgestellt, deren schwerer Rahmen mit einem Immortellenkranze geschmückt war. Jeden Tag hielt Fräulein Hildegard mit den dreien ihre stille Zwiesprache. Und die machte es, daß durch die stille Stube der Schatten des Lebens ging, daß das Ticktack des alten Pendels beschwingt und der heisere Schlag des dumpfen Uhrhammers oft unhörbar wurde.

Ein Wunsch nur wohnte in Fräulein Hildegards anspruchsloser Seele: einmal in ihrem Leben diesen beiden oder wenigstens einem von ihnen von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen, ihm sagen zu dürfen, was sie ihm zu danken habe. Aber dieser Traum, den sie Tag und Nacht träumte, schien die Eigentümlichkeit aller schönen und kühnen Träume zu besitzen: nie in Erfüllung zu gehen.

Wohl hatte sie den gefeierten Prediger der Pfarrkirche dann und wann auf der Straße getroffen. Aber wenn er, von jung und alt ehrerbietig gegrüßt, freundlich und gütig den hohen Zylinderhut hier- und dorthin lüftete, dann hatte sie tief errötend den Kopf gesenkt und war schnellen, scheuen Schrittes an ihm vorbeigeeilt.

Aber eine kleine Hoffnung lebte in ihr: am Totensonntag war sie nach alter Gepflogenheit zur Beichte gegangen, und Frau Timreck, die auch in andere Häuser kam, hatte ihr in einer der ganz seltenen Stunden, da sie einmal den Mund öffnete — es war am Morgen des ersten Adventsonntags — mitgeteilt, daß Herr Pastor Nicolai seine Beichtkinder persönlich zu besuchen pflege.

Mit diesen Worten hatte sie einen Aufruhr für Fräulein Hildegards Herz und Stube heraufbeschworen. Jeden Morgen erhob sie sich mit dem einen Gedanken: Ob er heute kommen wird? Beim

Ankleiden und Frühstücken beschäftigte er sie, er stahl sich in die Weisungen, die sie Frau Timreck gab, und machte ihre Worte oft so zerstreut und verworren, daß die alte Aufwärterin sie erstaunt und zweifelnd ansah. Mit noch größerer Gewissenhaftigkeit als sonst räumte sie in ihrer Wohnstube auf, jeder Stuhl wurde sorgfältig zurechtgesetzt, jedes Bild peinlich geradegehängt, jedes Stäubchen ängstlich entfernt.

Eine besondere Aufmerksamkeit wendete sie dem alten Album zu im grünen Plüschbande mit dem Silberbeschlag darauf. Er würde sie doch gewiß nach ihren heimgegangenen Anverwandten fragen, und sie wollte ihm dann die Bilder zeigen, die in erster Reihe in Betracht kamen, denn seine Zeit würde beschränkt sein. Viel machte sie sich auch auf ihrem Schreibtisch zu schaffen, daß auf ihm alles in bester Ordnung wäre und eine jede von ihren kleinen Nippsachen an dem ihr zugehörigen Platze stünde.

Da fiel ihr Auge auf Herrn Jürgens Bild als Schummerich. Und eine Frage stieg in ihr empor, die einen bitteren, heißen Kampf in ihrer Seele entfachte: Was mußte Herr Pfarrer Nicolai denken, wenn er auf ihrem Schreibtische das Bild des jugendlichen Komikers am Stadttheater erblickte, noch dazu dem seinen gegenüber? Es war das erstemal in ihrem Leben, daß ihr der Gedanke einer nicht passenden Zusammengehörigkeit der beiden Bilder kam.

Was sollte sie tun? Herrn Waldemar Jürgen verleugnen? War es recht von ihr? War es nicht eine Art von Feigheit? Immer heftiger wogte der Kampf in ihrem Busen, immer schwerer wurde der Kampf. Aber er endete damit, daß sie eines Tages mit zagender, unsicherer Hand das Bild des bestrickenden Schummerich glatt auf den Tisch legte, so daß nur die Rückseite des Rahmens zu sehen war.

Mit diesem letzten, schweren Opfer war alles vorbereitet. Jeden Morgen in der Frühe begann sie ihre Arbeit an sich und ihrem Zimmer aufs neue, legte sie Schummerichs Bild, niemals ohne denselben Kampf, zagend nieder, jeden Vormittag von elf Uhr an bis zum gnnklen Abend harrte sie Tag für Tag des Eintritts ihres Pfarrers; bei jedem Schritte, der die knarrende Treppe hinaufstieg, hörte sie

gespannt auf, bei jedem Ächzen des rostigen Klingelzuges, jedem Schrillen der Glocke fuhr sie nervös zusammen.

Aber die Tage gingen dahin, die Wochen, die Monate — sie sah und hörte Herrn Nicolai in der Kirche, in der Sakristei, in der er seine Bibelstunde hielt — in ihrer Stube sah sie ihn nur in ihren harrenden Gedanken.

Der Februar war bereits gekommen. Frau Timreck ließ sich nicht länger beschwichtigen und drang mit unbeugsamer Energie auf das „große Reinmachen", das auf den Wunsch ihrer Herrin lange genug unterlassen war. Fräulein Flöhr blieb nichts übrig, als ihr nachzugeben. Mit einer Hausjacke von Flanell bekleidet, begann sie im Verein mit der Aufwärterin die Möbel zusammenzurücken, die ersten Schritte zum großen Werke zu unternehmen. Weislich hatte sie einen Sonnabend dazu auserwählt, am Sonnabend haben die Geistlichen mit ihren Predigten zu tun, da machen sie keine Besuche.

Frau Timreck hat den großen Ausklopfer in der Hand, hoch hebt sie ihn mit den dürren, aber sehnigen Armen, sausend fällt der erste Streich auf den geblümten Kattunüberzug des alten Sofas hinunter — da schrillt es von draußen hinein in die Stube, allen Arbeitslärm übertönend.

Frau Timreck hat den aufgekrempelten Ärmel zurückgeschoben, das Sofa und die beiden Sessel schnell zurechtgesetzt, dann geht sie hinaus, zu öffnen. Zu jeder Bewegung unfähig, steht Fräulein Hildegard in der Mitte des Zimmers.

Von draußen her tönt eine Stimme, sie kennt ihren Klang, sie vernimmt jede Silbe: „Wohnt hier vielleicht ein Fräulein Flöhr?" Freundlich und mit vielen Redensarten entschuldigend, wie sie all die langen Jahre hindurch sie noch nie von ihr gehört, antwortet Frau Timreck. Kein Zweifel ist mehr möglich — Fräulein Flöhr stürzt in ihr anstoßendes Schlafgemach — aber halt, das Bild! — mit einem schnell entschlossenen Ruck hat sie es umgelegt — schon öffnet der Besucher die Tür. In rasender Eile hat sie die Flanelljacke ausgezogen, die beste schwarze Bluse angelegt, einen Blick noch in den Spiegel, ein flüchtiges Ordnen der Haare — nun zurück in die Wohn-

stube! Mag es kommen wie es wolle, warten lassen darf man solch einen Besucher nicht.

In tadellosem Überrocke steht ihr Herr Nicolai gegenüber, den sorgfältig gebügelten Zylinder in der schwarz behandschuhten Rechten. Sie weiß sich vor Verlegenheit nicht zu lassen, Freude und Leid kämpfen in ihrer Seele um den Vorrang, sie murmelt einige Worte: daß sie gerade heute seinen Besuch nicht erwartet habe, wie furchtbar es bei ihr aussehe, was er von ihr denken solle.

„Nur das Beste," antwortet er mit gütiger Gewandtheit, die tüchtigen Hausfrauen treffe er meist so, das sei er gewohnt.

Sie kann von ihrem Entsetzen über ihre Stube nicht abkommen; er versichert, daß er alles sehr schön und nett bei ihr finde, und sucht auf einen anderen Gegenstand abzulenken. Seinem freundlichen Geschick gelingt es; das langersehnte, nun erfüllte Glück, den verehrten Geistlichen in ihrer Wohnung zu sehen, besiegt das Mißgeschick des Reinmachens.

Er sagt, daß er sie öfters in seiner Predigt und seinen Bibelstunden gesehen, daß es schon lange sein Wunsch gewesen, sie einmal aufzusuchen; er erkundigt sich nach ihrem Schicksal, ihren Angehörigen. Sie holt das silberbeschlagene Plüschalbum, sie zeigt ihm ihre verstorbenen Anverwandten, er betrachtet sie voller Aufmerksamkeit, er stellt hier und da eine Frage, die sie ausführlich beantwortet. Nun führt sie ihn nach ihrem Schreibtisch und zeigt ihm das Bild ihrer Mutter mit dem Immortellenkranz. Er nimmt es in die Hand und besieht es andächtig. Dann stellt er es mit einer gewissen Behutsamkeit auf seinen Platz.

„Ist das dort auch ein Verwandter von Ihnen?" fragt er und weist auf das nebenstehende Bild. Sie versteht seine Frage nicht recht; da mit einem Male — narren sie ihre aufgeregten Sinne, spielt ihr ein böser Kobold einen tückischen Streich? — Schummerichs dummheiteres Gesicht lacht sie aus dem roten Mahagonirahmen an. In der Aufregung und Eile hat sie das Bild des Geistlichen statt des von Herrn Jürgen auf die Tischplatte gelegt.

Er merkt ihre Verwirrung. „Nein, nein, ich sehe schon, das ist das Bild unseres jugendlichen Komikers, er hat manche Verehrerin

unter den Damen; ich treffe ihn öfter, natürlich im Bilde; in einem Hause fand ich es sogar freundlich und friedlich mit dem meinen an einer Wand hängen. Warum auch nicht? Die Kunst hat der liebe Gott ja auch gegeben, daß sie des Menschen Herz erfreue, und die heitere vollends, daß sie ihn, wenn auch nur für Augenblicke, losmache von des Alltags Sorge und Leid. Sie können gewiß solche Aufheiterung brauchen. Wenn ich auch nicht gerade Goethes Wort unterschreiben will, daß ein Komödiant einen Pfarrer lehren könne."

Er hat etwas so Vertrauenerweckendes, etwas so Reinmenschliches, er hilft ihr über jede Verlegenheit, auch über diese letzte hinweg; sie wird immer gesprächiger, sie gesteht ihm, daß sie öfters ins Theater gehe, besonders wenn Herr Jürgen auftrete.

Aber nun erschrickt sie doch, sie hat zuviel gesagt. Was für einen Begriff muß er von ihr bekommen? Für das reine Weltkind muß er sie halten. Und das möchte sie nicht, sie ist es ja auch gar nicht. Sie spricht von seinen Predigten, wieviel die ihr geben, was alles sie ihm zu danken habe, wie ihr oft zumute sei, als spreche er ganz allein für sie. Er hört ihr wieder freundlich zu, sagt aber nichts.

Da faßt sie sich ein Herz und klagt ihm, was am meisten an ihrem Leben zehre, was sie trotz alles Glaubens und aller Gottesfurcht nicht überwinden könne: die Angst vor dem Altwerden und der Einsamkeit.

„Mit Würde und Anmut alt zu werden, das ist vielleicht die größte Kunst, die wir in diesem Leben lernen können", sagt er. Dann erzählt er ihr einiges von seinen amtlichen Erlebnissen mit Schauspielern: wie er einmal den Heldenvater des Stadttheaters mit der Naiven, die aber zehn Jahre älter gewesen als ihr Mann, getraut habe; wie die ganze Hochzeitsgesellschaft nach dem Kaffee ins Theater gezogen sei, wo sie alle in einem großen Ausstattungsstück beschäftigt gewesen seien, in dem der junge Ehegatte einen Gerichtsvollzieher habe spielen müssen; wie die beiden nach einem Jahr sich wieder scheiden ließen, um nach einem weiteren Jahr sich aufs neue zu heiraten und nach der Hochzeit wieder mit der ganzen Gesellschaft ins Theater zu ziehen, wo zufällig dasselbe Ausstattungsstück gegeben wurde.

Er hat eine so fein humoristische Art zu erzählen, auf der Kanzel ist er ihr stets so ernst, ja schon alt erschienen; heut erst sieht sie, wie jung er noch ist, kaum eine Falte in dem glattrasierten Gesicht, in der bläulichen Schwärze der Haare kein grauer Faden, besonders jugendlich aber die Augen, wenn er lebhaft spricht.

Sein Bestreben, sie auf fröhliche Gedanken zu bringen, ist ihm gelungen. Sie sitzt ihm gegenüber, hängt an seinem Munde und lacht in sich hinein, ganz still und ganz leise. Wunderbar, denkt sie bei sich selber, geradeso wie im Theater! Sie erschrickt über diesen unpassenden Vergleich, er ist ihr ungewollt gekommen.

Herr Nicolai ist gegangen. Frau Dörte Timreck schwingt mit einer durch das lange Warten verdoppelten Kraft den Klopfer und läßt ihn mit wuchtigen Schlägen auf das Sofa niedersausen, die ganze Stube ist eine Staubwolke. Fräulein Flöhr hat wieder ihre Flanelljacke angetan, sie hilft fleißig mit — aber auf ihren welken Lippen spielt immer noch das stille Lächeln. Eine so schöne Stunde liegt hinter ihr, sie hat es nie für möglich gehalten, daß ein Pastor so menschlich und so harmlos fröhlich plaudern könne.

Die ganze Stube liegt in jener blankfrostigen Helle da, die eine gründliche Reinmacherei mit sich bringt. Die Pendel surren ihr altes Lied, die Glocke kündet alle fünfzehn Minuten die rastlos hineilende Zeit, durch die lange, schmale Gasse huscht um die Mittagsstunde ein unsicherer Sonnenschein und blickt mit wehmütigem Auge in die große Vorderstube, die immer noch keinen würdigen Bewohner gefunden. Fräulein Flöhr ist den ganzen Tag allein, die Bibelstunden haben aufgehört, auch das Theater wird bald seine Pforten schließen; nur das Benefiz für Herrn Waldemar Jürgen winkt ihr noch. Aber es wird ein wehmutvoller Abend werden, denn, wie sie im Anzeiger eben gelesen, es ist eine Abschiedsvorstellung. Herr Jürgen wird seinen Vertrag nicht erneuern. Dann wird sie auch nicht mehr ins Theater gehen, eine von den beiden Freuden, die ihr armes Leben erfüllten, geht mit ihm dahin. Wie leer und still werden ihre Abende werden!

Und wieder erheben sich ihre beiden Feinde: das Alter und die Einsamkeit; sie macht jetzt oft schwermütige Stunden durch, und ihr

fällt ein, daß ihr Herr Pastor Nicolai eigentlich wenig zum Troste gesagt, als sie ihm hierüber ihr Herz ausschüttete. Mit leisem Humor ging er darüber hinweg. „Mit Würde und mit Anmut alt zu werden, ist vielleicht die größte Kunst, die wir in diesem Leben lernen können," oft noch sind ihr seine Worte durch die Seele geklungen. Mit Würde — nun ja, wenn es eben nicht anders geht, muß man es wohl zu lernen suchen. Aber „mit Anmut"? Was er damit gemeint, ist ihr nicht ganz klar geworden. Und die Einsamkeit? Von ihr kann er, der von allen Verwöhnte und Verehrte, freilich nichts wissen. Ob es wohl noch einen Menschen in der Welt geben kann, der so einsam ist wie sie? Irgendeinen, der ihn liebhat, besitzt doch schließlich auch der ärmste Mensch. Sie hat keinen.

Es wurde ein sehr fröhlicher Abend. Waldemar Jürgen hatte sich eine etwas tolle Posse ausgewählt, aber er spielte und sang und tanzte mit einer so ausgelassenen Lustigkeit, daß die Leute auf der Bühne und im Zuschauerraum außer Rand und Band gerieten und sie selber einmal laut auflachen mußte, was ihr sehr, sehr lange nicht vorgekommen war. Aber es war ja auch das letztemal gewesen.

Die Tage werden immer schöner, draußen auf den Feldern trillern die Lerchen ihr Lied, in den engen Stadtmauern merkt man nichts davon. Fräulein Flöhr erlebt das Grünen und Werden draußen auf dem Friedhof, auf dem Grabe ihrer Mutter leuchten und duften die Hyazinthen. Auch auf dem Fenstersims ihrer Wohnung blühen einige Frühlingsblumen. Fräulein Hildegard pflegt sie mit liebendem Eifer, sie bringen ihr Grüße vom Leben.

Da geschieht es eines Morgens — sie hat wieder ihre Flanelljacke an und ist mit ihren Blumen beschäftigt, während Frau Timreck den kleinen Flur scheuert —, daß der rostige Klingelzug in Bewegung gerät. Es ist in der letzten Zeit nicht mehr geschehen, Fräulein Hildegard horcht auf — sie vernimmt einen kurzen Wortwechsel draußen, eine leise männliche Stimme und Frau Timrecks abweisend barschen Ton.

„Wer ist da?" fragt sie, die Tür etwas öffnend.

„Ein Herr fragt nach unserer Stube — ich habe ihm gesagt, daß sie nur für eine Dame ist."

„Ich will sie ja auch für eine Dame," sagt der Fremde mit derselben leisen, zaghaften Stimme.

Fräulein Hildegard ist ein wenig näher getreten, den Mann sich anzusehen. Aber kaum hat sie den ersten Blick auf ihn geworfen, da läuft ein wunderbares Erschrecken über ihren ganzen Körper und setzt sich fest in ihrem hageren Antlitz, das ganz bleich geworden ist: Herr Waldemar Jürgen steht vor ihr.

Sie hat ihre Flanelljacke vergessen und die unaufgeräumte Stube. „Treten Sie, bitte, ein!" sagt sie und nötigt ihn auf einen der beiden alten Sessel, die um den Tisch stehen.

Eine Weile sitzen sie sich schweigend gegenüber. Er trägt einen kurzen, nicht mehr neuen Sommermantel mit seidenen Aufschlägen, die blank sind, den großen Schlapphut hat er immer noch in den Händen, die sehr schmal und sehr lang sind, seine Haltung hat etwas Scheues, beinahe Ängstliches.

Noch immer hat er kein Wort gefunden. Aus großen, traurigen Augen, die leer und müde unter einer faltendurchquerten Stirn liegen, blickt er sie fragend an; sein Gesicht ist von durchsichtiger Blässe, sein Haar grau und stark gelichtet. Endlich hat sie sich von ihrem Erstaunen erholt und sagt ihm, daß sie ihn sehr gut kenne, daß er sie so manches Mal durch seine fröhliche Kunst erfreut habe.

Er antwortet nicht. Sie hat das Gefühl, daß ihm die Sache unbehaglich ist, daß er gern gehen möchte. Aber sie will ihn noch nicht fortlassen, es liegen so viele Fragen in dieser wunderbaren Erscheinung, die sie gern gelöst haben möchte.

Sie beginnt von der Stadt zu sprechen, in der er nun viele Jahre gewirkt, von dem Theater, soweit ihr seine Verhältnisse bekannt sind, vom Publikum und einigen Schauspielern, die sie öfters mit ihm zusammen gesehen. Ihn scheint das alles sehr wenig zu interessieren.

So spricht sie von sich selber. Aber freilich, da ist wenig zu erzählen. Sie holt das Plüschalbum mit dem Silberbeschlag herbei, sie

führt ihn an den Schreibtisch, geradeso wie damals Herrn Pastor Nicolai. Aber wie leicht machte der ihr alles! Ihr heutiger Besucher nimmt an nichts Anteil, sein eigenes Bild auf dem Schreibtisch beachtet er gar nicht, nur das ihrer alten Mutter besieht er mit einiger Aufmerksamkeit.

Sie spricht schließlich zu ihm von demselben Leid, das sie damals dem Geistlichen geklagt: von ihrer Angst vor dem Altwerden und der Einsamkeit. Da verzieht er den großen, unschönen Mund zu einem Lächeln; es ist ein müdes, zugleich bitteres Lächeln, das nicht angenehm berührt.

Sie sieht keine Möglichkeit mehr, die Unterhaltung aufrechtzuerhalten.

„Für wen wünschen Sie mein Zimmer eigentlich?" fragt sie.

„Für eine ältere Kollegin; sie kommt von weit her und ist hier fremd. Sie ist als komische Alte ans Sommertheater berufen; da ihr das Treppensteigen schwerfällt, wollte ich ihr behilflich sein."

Seine Antwort söhnt sie wieder aus. „Und Sie gehen von uns fort?" fragt sie."

„Ja."

„Sie wollen sich eine bessere Anstellung suchen?"

Er zuckt die Achseln. „Vorläufig gehe ich auch an ein Sommertheater, in ein Bad im Süden, wo ich zugleich etwas für mich tun kann."

„Sie sind krank?"

„Ich leide an Ischias."

„Und dann können Sie so springen und tanzen?"

„Du lieber Gott, ich muß — schwer genug fällt es oft."

Ein herber, schmerzlicher Zug springt aus der Falte seines Mundes hervor.

„Aber weshalb bleiben Sie nicht hier?"

„Weil mich der Direktor nicht haben will."

„Warum nicht?"

„Ich bin zu alt."

„Aber es gibt doch auch andere Rollen."

„Für die hat er alles besetzt, und für den jugendlichen Komiker langt es nicht mehr — er hat ja auch recht."

„Und für den Winter?"

„Habe ich noch nichts."

„Und wenn Sie nichts finden?"

„Dann muß ich suchen, irgendwo in einem Altersheim unterzukommen."

„Haben Sie keine Angehörigen?"

„Nicht einen Menschen."

„Sie sind unverheiratet?"

„Ich war zweimal verheiratet — meine erste Frau, die ich sehr lieb hatte, starb im Wochenbette. Des Kindes wegen nahm ich eine zweite. Eines Abends, als ich vom Theater kam, fand ich das Nest eer. Sie war mit meinem Freunde durchgebrannt."

„Und Ihr Kind?"

„Ich zog es bis zum fünfzehnten Lebensjahre groß — es war ein prächtiger Junge. Er starb mir an Diphtherie. — Seitdem bin ich allein."

Sie sitzt ihm mit tiefgesenktem Haupte gegenüber. Sie will ihn ihr Mitleid nicht sehen lassen. Darum kämpft sie mit aller Gewalt gegen die Tränen. Aber diese sind mächtiger als der Wille. Sie weint in sich hinein — ganz still und ganz leise. Und es ist wie in der Kirche.

Aber mit ihren Tränen schwindet das Grauen dahin, das ihr ganzes Leben begleitet hat: vor dem Altwerden und vor der Einsamkeit.

Der erste Lorbeer

Wie die Schwalbe den Sommer, so machte Viktor Wittemann die Saison.

Wenn er in dem stattlichen Badeorte der Ostsee erschien, das blasse, glatte Gesicht so hellgrün wie der Ulster, den er bei jeder Witterung trug, den schwarzen Sammethut von mancher Sommersonne ausgesogen, dafür aber um so kühner geformt, heute spitz, beinahe dreieckig wie „Napoleon", morgen rund und schlapp wie „Richard Wagner", dann ging es von Mund zu Mund: „Der Wittemann ist da!"

Die Vermieterinnen von Wohnungen und möblierten Zimmern blickten mit neuem Vertrauen auf die Zettel, die sie an Fenstern und Türen aufgehängt hatten, die wenigen Fremden erfreuten sich einer Beachtung, die sie bisher nicht gewohnt waren, selbst der Herr Bürgermeister schmunzelte, wenn sein Sekretär mitten im Vortrage der wichtigsten Eingänge sagte: „Der Wittemann ist auch schon da!"

„Dann machen Sie, daß Sie fertig werden," antwortete er, „und bitten Sie den Herrn Kurdirektor zu einer kurzen Besprechung auf den Nachmittag."

„Herr Viktor Wittemann vom Stadttheater in Stettin, Heldenväter und Charakterrollen", so stand es seit zehn Jahren auf den Verzeichnissen zu lesen, die die Direktion des Kurtheaters dem kunstsinnigen Badepublikum zum Beginn der Spielzeit überreichte. Alle Namen wechselten, ein Held wich dem kommenden, jeden Sommer machten andere Backfische einem anderen Ferdinand ihre Fensterpromenade — unbeirrt in der Erscheinungen Flucht beharrte Viktor Wittemann vom Stadttheater in Stettin.

Ein Glück hatte ihm nie gelächelt, weder in der Kunst noch im Leben. Ordnungsgemäß war er den Weg des Mimen gegangen: vom

Romeo über den Tell zum Stauffacher. Er hatte nicht einen Tropfen Theaterblut. Er war ernst und in sich verschlossen. Und er dachte. Darum hatte er es nie so weit gebracht wie mancher Kollege, der in seinem ganzen Leben nicht einen einzigen Gedanken gehabt und heute ein Stern erster Ordnung war.

Und er war ein Idealist. Darum wurde er überall betrogen, nicht nur von seiner Zimmervermieterin, seinem Kellner, seinem Friseur, sondern auch von dem einzigen Wesen, das er geliebt und nach vierwöchiger Bekanntschaft geheiratet hatte. Nach gerade ebenso langer Zeit war er wieder allein.

Aber er hielt Treue über die Trennung hinaus. Und als seine Frau nach einem lustigen Leben gestorben war, da richtete er das ganze Begräbnis aus, ging mit dichtumflortem Zylinderhut als Erster neben dem Pfarrer hinter dem Sarge her und weinte so still in sich hinein, daß der geistliche Herr nach einer ergreifenden Rede zu ihm sagte: „Sie haben wohl sehr glücklich zusammen gelebt, Herr Wittemann?"

„Wie die Kinder, Hochwürden," erwiderte er mit erstickter Stimme — „wenn wir auch geschieden waren."

Er kam diesmal mit einer guten Empfehlung an seine Wirkungsstätte. Ein früherer Kollege, der jetzt ein sehr einträgliches Geschäft mit Kautschukstempeln trieb, hatte ihm einen Brief an einen geachteten Bürger mitgegeben, der nach seinem äußeren Berufe Handschuhmacher und Stadtverordneter, nach seinem inneren jedoch ein ebenso eifriger Büchersammler war wie Viktor Wittemann selber.

Aber die stattliche Bibliothek seines Gastfreundes hatte nur bei seinen ersten Besuchen den Anziehungspunkt gebildet. Dann hatte ihn ein anderer abgelöst, der lebendiger war und magnetischer lockte als alle schöngebundenen Bücher in Herrn Markentins Sönnecken-Fächern: Hermine Markentin, die einzige, reif erblühte Tochter des Hauses.

In seinem ganzen Leben hatte er nicht so viele Handschuhe verbraucht wie in diesem kurzen Sommer. Denn Hermine war nicht

nur in der Wirtschaft tätig, sie bediente auch das Lager ihres Vaters und hatte so manchen grünen, schwarzen, grauen Handschuh über Viktor Wittemanns freudig dargebotene Hand gezogen.

Ihm aber war, als grüßte ihn am neigenden Tage noch einmal das süßeste, das einzige Glück, das diese arme Erde zu vergeben hat, und das „zu Zweien" heißt. Und in still geborgenen Stunden malte er sich den Augenblick aus, wo er zum Entgelt für alle Handschuhe, die sie ihm angepaßt, einen schmalen goldenen Reif über Herminens schlanken Finger streifen würde. Sie wußte alles von ihm und er nichts von ihr. Denn sie sprach kein überflüssiges Wort. Das gerade gefiel ihm an ihr.

Aber eines Abends, als er nach den Strapazen des alten Moor in einer Schüler-Nachmittagsvorstellung der „Räuber" im Markentinschen Hause Erholung suchte, stellte ihm Fräulein Hermine ihren Bräutigam, einen gesprächigen Geschäftsreisenden in der Lederbranche, vor. Nun blieb ihm nur noch sein Künstlertum.

Jeder Künstler träumt seinen eigenen Traum. Viktor Wittemann träumte ihn auch. Der Beifall, der bei der Art seiner Rollen mehr einen persönlichen Anstrich hatte, schmeichelte ihm nicht, die ständig wiederkehrende Kritik der Badezeitung, daß „unser Wittemann" wie immer „ganz auf seinem Platze" war, las er nicht mehr; selbst auf die Volkstümlichkeit, der er sich bei der Einwohnerschaft wie bei den Badegästen erfreute, legte er wenig Wert. Aber ein Wunsch zehrte an seiner Künstlerseele, eine stille, heiße Sehnsucht, die seine ganze, lange Schauspielerlaufbahn nie erfüllt hatte: einmal einen Lorbeerkranz mit Schleife und Widmung zu erhalten! Einen wirklichen — nicht den üblichen, den seine Kollegen sich selber bestellten, den an ihren Benefizabenden gefällige Freunde zu ihren Füßen warfen. So billige Lorbeeren hätte er oft haben können. Sein Feingefühl hatte sie verachtet. Aber einmal einen Lorbeer, von wahrer, warmer Begeisterung gewunden, einen Lorbeer, nicht auf Bestellung oder Gefälligkeit, sondern aus dem Drange eines edlen Herzens ihm dargebracht ... Er erinnerte sich eines Kollegen. Der hatte durch seinen Fiesko und

Hamlet die Prima eines Gymnasiums so entflammt, daß sie ihm von ihrem Taschengelde einen wundervollen Lorbeerkranz stiftete mit einer langen himmelblauen Atlasschleife daran. „Dem genialen Hamlet die begeisterte Prima“, stand mit silbernen Buchstaben darauf. Und der Kollege, der heute ein berühmter Hofschauspieler war, hatte diesen Kranz aus allen anderen, die ihm zu seinem Benefiz geworden, hervorgenommen, und als er mit ihm zum zehntenmal vor die Rampe trat, da hatte er ihn an sein Herz gedrückt und gesagt: „Von der Jugend ...!“ Und seine Augen hatten geleuchtet ... Und er, Viktor Wittemann, hatte dabeigestanden und bei sich gedacht: Einen solchen Augenblick — einmal nur ... und dann sterben!

Vielleicht hatte er noch nicht die rechte Rolle gefunden, auch hier nicht, wo man außer den „Räubern“ und „Kabale und Liebe“ immer nur Schwänke und Gesangspossen gab. Als Künstler kannten ihn seine Freunde eigentlich noch gar nicht. Aber auch seine Stunde würde kommen — vielleicht bald. Der erste Lorbeer sollte nicht seinen Sarg schmücken.

„Was wollen S' denn diesmal zu Ihrem Benefiz spiele Herr Wittemann?“ fragte eines Morgens der Theaterdirektor.

„Narziß.“

„Was sagen S' da? Narziß? Den alten Schmarrn von dem Brachvogel? Da fliegt Ihne noch nicht mal 'ne Möw' in die Bude. Machen S' den Hasemann. Der liegt Ihne. Allenfalls den Doktor Klaus — aber komme Sie mir nicht mit solch verrücktem Zeug.“

Doch Viktor Wittemann blieb unbeugsam und spielte den Narziß. Das Haus war leer trotz seiner Beliebtheit. Aber die wenigen Zuschauer, meist den einfacheren Ständen und der Jugend angehörend, klatschten ihm begeisterten Beifall. Und der Kritiker der Badezeitung sagte in der großen Pause, daß er sich selbst entdeckt und selbst übertroffen hätte. Auch die üblichen Gaben blieben nicht aus: ein in gelbe Nelken gehüllter Karton mit einem Paar extrafeiner Handschuhe von Hermine Markentin, eine neue Fausterklärung von ihrem Vater, ein Vierteldutzend Batisttücher nebst einem mächtigen Rosen-

strauß von der Gastwirtin, bei der er zu Mittag aß, eine Kiste Hamburger Zigarren von seinem Lieferanten — — einen Lorbeerkranz erhielt er nicht ... Es war wieder nichts gewesen.

Am nächsten Morgen machte Viktor Wittemann seinen gewohnten Spaziergang auf der Strandpromenade. Groß und klar und still lag vor ihm das Meer wie eine Verheißung; warme Sonnenlichter huschten über seinen Rücken dahin. Die Luft war von seinem frischen Salzduft erfüllt und von jenen unbestimmbaren herbstlichen Wohlgerüchen, deren würziger Hauch gleichsam bis in die Seele dringt.

Mit einmal überkam ihn der unwiderstehliche Drang, ein Bad zu nehmen. Er löste eine Karte und betrat das vornehm ausgestattete Herrenbad.

Aber was war das?

Sämtliche Badejungen mit ihren blauweißen Kitteln bildeten bei seinem Eintritt Spalier, mehrere Herren, ganz oder halb oder gar nicht angezogen, blickten ihm mit gespannter Aufmerksamkeit entgegen; jetzt kam auch der Bademeister aus seinem Verschlage gestürzt, und auch auf seinem gebräunten Antlitz war dieselbe Erwartung. Er kannte den Mann, er gehörte zu seinen alten Verehrern, erst zu seinem Benefiz hatte er ihn mit seiner Frau in der ersten Reihe des Sitzparterre gesehen.

Aber was hielt er heute, halb an dem breiten Rücken geborgen, in seiner Hand? Sahen seine Augen ein Truggebilde, das seine sehnsuchtsvolle Phantasie ihm vorgaukelte? Oder — war sein Traum erfüllt? War es wirklich ein Lorbeerkranz, kleiner wohl, bescheidener, als sie es sonst zu sein pflegten, aber ein Lorbeer doch mit einer himmelblauen Schleife und silbernen Lettern darauf, geradeso wie sie damals der gefeierte Hamletdarsteller an sein Herz gedrückt?! War seine Stunde gekommen? War es die begeisterte Huldigung aus dem Volke, die ihm hier im Herrenbade von den Angestellten und dem Publikum dargebracht wurde?

Endlich fand er Worte.

„Sie sahen meinen Narziß, lieber Freund, und Sie bringen mir Ihren Dank!“

Da zog ein gutes, breites Lächeln über die wetterfesten Züge des Bademeisters.

„Narzissen? Nee — Narzissen nich — aber Sie sind man der Zehndausendste!"

Und mit stummer Gebärde wies er auf die himmelblaue Atlasschleife.

Die silbernen Lettern tanzten vor Viktor Wittemanns Augen. Und er las: „Dem 10000. Badegast die Badedirektion."

Und nun trat auch einer der Badejungen hinzu und brachte ihm eine weite weiße Schwimmhose, auf der mit roten Zahlen 10000 stand.

Viktor Wittemann aber nahm den Lorbeer mit der Widmung und hing ihn an einen Nagel in seiner Badezelle. Und in der Schwimmhose mit der Zahl 10000 schwamm er in das herbstlich klare Wasser ... weit, weit hinaus.

Kohlweißling und Pfauenauge

In jenen längst vergangenen Zeiten war's, als man noch Feste voller Glanz und Prunk feierte, auf kunstreich geschmückter, blumenduftender Tafel ein Gang den anderen ausstach und zu jedem ein kostbarer Wein gereicht wurde. Als erzählte man ein Märchen, so klingt es.

Ihre ältere Schwester machte Hochzeit mit dem Sohne eines angesehenen Danziger Kaufmanns, den der Vater mit diesem Tage als Teilnehmer in sein großes Handelshaus aufgenommen. Sie selber war eben erst aus der Luisenstiftung aus Berlin nach Hause gekommen; man hatte sie noch vor kurzem in dem schlichten braunen Kleid der „Stifterinnen" gesehen. Jetzt saß sie in einem Gewand von hellblauer Seide, das den blühenden Körper wie fließendes Wasser umschmiegte, dem jungen Paare gegenüber, denn sie war die Lieblingsschwester der Braut, und die hatte es sich so ausgemacht.

Ihr Tischherr war Klaus von Borcke, der Oberleutnant bei den fünften Grenadieren, ein tüchtiger Offizier, von reichem Gemüt, aber zu ernst und in Wort und Wesen zu nüchtern, um ein Liebling der Damen zu sein. Der trug eine tiefe, stille Neigung zu der entzückenden Thea in seinem treuen Herzen. Sie wußte es, obwohl er es ihr nie mit der leisesten Andeutung verraten hatte. Aber Frauen wissen so etwas immer, und sie war zu klug und zu mitleidig, es ihn merken zu lassen.

Als der Pfarrer gesprochen, die beiden Väter in feingesetzter Rede ihrer unbegrenzten Freude über diese Familienverbrüderung Ausdruck gegeben, erhob sich Thea, ohne ein Wort zu sagen, von der Tafel.

Man nahm gerade von der getrüffelten Poularde, als sie wiederkam. Aber nun hatte niemand mehr Sinn für Speise und Trank, aller Blicke waren auf sie gerichtet. Was für ein seltsames, in allen

Farben schillerndes Gewand war es, das sie angelegt, von dem sich das feingeschnittene Antlitz mit den leuchtenden Augen und der Krone der tiefschwarzen Haare darüber so eigenartig und bannend abhob?

Es war dasselbe blaßblaue Kleid, das sie den ganzen Abend getragen, aber von oben bis unten übersät mit einer großen Anzahl von Schmetterlingen der verschiedensten Arten und Farben: Tag- und Nachtfaltern, weißen, grünen, braungoldenen Pfauenaugen und manchen anderen, über deren ausgebreitete Flügel ganze Farbensymphonien in glühendem Glanze spielten.

Nun ging sie mit dem weichschwebenden Gang, in dem das Kindliche war und zugleich das weiblich Erblühte, von Platz zu Platz, und jeder der Gäste löste sich einen der zierlichen Falter von ihrem Kleide, an das er mit feiner Nadel geheftet war. Den ersten reichte sie dem würdigen weißhaarigen Geistlichen von Sankt Marien, der sie vor einem Jahre eingesegnet hatte, dann kamen die älteren Herrschaften an die Reihe, zuletzt begab sie sich an den Tisch der Jugend. Als Klaus von Borcke einen bescheidenen Kohlweißling von ihrer Brust löste, zitterte seine Hand, und in seinen ehrlichen Soldatenaugen war etwas Fremdes, Unbeschreibliches.

Sie sah es nicht, sie war weitergegangen. Ihr Kleid war bereits stark gelichtet, die jungen Leute hatten Mühe, zu suchen; fröhliches Lachen, leichter Scherz begleitete ihre Bemühungen.

Klaus von Borcke verfolgte jeden ihrer Schritte. Jetzt stand sie vor seinem Kameraden Harro Kunzendorf, auf den das launische Glück alle seine Gaben wie aus einem nieversiegenden Füllhorn gegossen, der seiner militärischen Fähigkeien und seines gewandten Wesens halber Regimentsadjutant geworden, wie ein Künstler den Bogen der Geige führte und so fesselnd zu unterhalten wußte, daß es Genuß und Auszeichnung war, ihn zum Herrn zu erhalten.

Kein einziger Schmetterling war mehr an ihrem Gewande. Aber dort oben aus den tiefschwarzen Haaren leuchtete das buntschillernde Schuppenkleid eines mächtigen Pfauenauges. Leise senkte sie das Haupt. Und Harros überschlanke geistige Hand mit dem glühenden Rubin auf dem kleinen Finger nestelte langsam aus den duftenden

Haaren den letzten Falter, berührte mit flüchtigem Hauch dankend ihre Hand und steckte die liebliche Beute an seine Brust, gerade über die kleine Ordenskette.

Klaus von Borcke hatte ihn niemals beneidet, so viel er überall vor ihm voraushatte. Jetzt zum erstenmal in seinem Leben tat er es.

Die Tafel war aufgehoben. Man nahm in den behaglichen Nebenräumen des vornehmen Gasthauses den Kaffee. Dann rief die Regimentsmusik zum Tanz.

In dem Rundgang, den das Hochzeitspaar anführte, schritt Klaus von Borcke an Theas Seite. Als er bei dem anschließenden Walzer den Arm um ihren schlanken Leib legte, empfand er mit stillem Entzücken die federnde Leichtigkeit, mit der sie sich bewegte, und die belebende Wärme, die von ihrer Berührung ausging.

Später konnte er nur selten mit ihr tanzen. Sie war immer vergeben, aber am häufigsten führte sie Harro Kunzendorf. Dann sah er ihr aus einer verborgenen Ecke zu, wie sie im blaßblauen fließenden Kleide und den manchmal ein wenig müden Bewegungen über den glatten Parkettboden dahinschwebte und ihre verträumten Augen bei einem Scherze ihres Herrn so glückselig lachen konnten, als gehörten sie einem Kinde, das im Sonnenschein spielt.

„Ich werde sie doch noch einmal bekommen, ich muß es ja. Sonst wäre mein ganzes Leben zwecklos," sagte Klaus zu seiner Mutter, die seine einzige Vertraute und in ihrem Wort wie Wesen geradeso schlicht und einfach war wie er selber.

Da brachte der Briefträger eine Drucksache. „Thea Kauenhoven .. Harro Kunzendorf, Oberleutnant und Regimentsadjutant im ... usw."

Aber Klaus hoffte immer noch. Als stünde es in seinen Sternen geschrieben.

Diesmal richtete der reiche Handelsherr keine zweite Hochzeit aus. Als er die ersten Vorbereitungen für sie treffen wollte, war ein Traum zu Ende geträumt, ein Frühling verweht.

Thea trug es schwer. Auf die duftende Blüte war ein Reif ge-

fallen, gerade als sie dem Lichte sich erschloß. Sie machte eine lange Reise und hielt sich dann im Verborgenen. Klaus sah sie nie. Aber er hoffte.

Nun gab es überhaupt keine Hochzeiten und Festgelage mehr. Eine eiserne Faust war über die blumenblühenden Tafeln dahingestrichen, hatte die Gäste von goldenen Stühlen gestürzt, und Liebe und Tanz und tändelndes Spiel war mit ihnen geflohen ... wer weiß, wohin. Nur Kriegstrauungen gab es in ernsten, hochragenden Kirchen unter heißen Gelübden und erstickten Tränen.

Harro Kunzendorf zog mit seinem Regiment in den Krieg. Thea hörte, er hätte sich aufs neue verlobt, sie wußte nicht mehr, wer es ihr erzählt, es war ja auch gleichgültig. Klaus von Borcke rückte ebenfalls in den Osten. Er war noch bei ihr gewesen und hatte ihr Lebewohl gesagt. Sie sah, daß ihm der Abschied nicht leicht wurde, aber er ließ sich nichts merken. Diesmal gefiel ihr seine ernste Männlichkeit. Die Zeiten hatten sich geändert.

Sie machte einen Kursus im Roten Kreuz durch, wurde zuerst Helferin, dann Hilfsschwester im Lazarett zur Loge Eugenia und wurde von ihren Verwundeten geradeso verehrt und geliebt wie früher von ihren Tänzern auf den Bällen Danzigs.

Von Harro Kunzendorf hörte sie oft. Seine Kameraden rühmten seine Tapferkeit, seine Untergebenen gingen für ihn freudig in Feuer und Tod. Er hatte als einer der allerersten das Eiserne Kreuz erhalten und war bereits zum Hauptmann befördert. Von Klaus von Borcke erzählte man selten.

Da sah sie ihn unvermutet wieder. Er kam als Verwundeter in ihr Lazarett, und sie wurde seine Pflegerin.

Seine Verwundung war nicht lebensgefährlich, aber sehr schmerzend. Er ging mit einem leisen Lächeln zum Operationstisch und zuckte nicht mit einer Miene, wenn man ihn verband. Stiller als je lag er auf seinem Lager, in seinen ernsten Augen war Dankbarkeit und Geborgenheit. Sie liebten ihn alle im Lazarett, ihn und sein stummes Heldentum. Nun erhielt er auch das Eiserne Kreuz. Aber an demselben Tage meldete die Danziger Zeitung, daß Harro Kunzen-

dorf wegen hervorragender Tapferkeit vor dem Feinde das Eiserne Kreuz erster Klasse empfangen.

Als Klaus genesen war und aufs neue ins Feld rückte, da bekannte er ihr an einem Abend des Spätherbstes, was er sein Leben lang still und stark in sich verschlossen.

„Siehst du, nun ist es Wahrheit geworden, was ich dir damals sagte: ich habe sie doch bekommen!“ jubelte er, als er von seiner Mutter Abschied nahm. „Und wenn es jetzt in Kampf und Tod geht, dann ist mein Leben herrlich und mein Sterben zweckvoll gewesen.“

Derselbe weißhaarige Pfarrer, der sie eingesegnet und ihre ältere Schwester getraut hatte, vollzog auch an ihr in der alten Pfarrkirche Sankt Marien die Kriegstrauung.

Dann begleitete sie ihn nach Königsberg. Hier erfuhr er, daß er noch vierzehn Tage Garnisondienst tun sollte, bevor er zu seiner Truppe zurückkehrte.

Und was er nun erlebte, das war so des unaussprechlichen Glückes voll, daß er, der bisher vom Schicksal wenig Verhätschelte, jeden Morgen sich fragte, ob er zu einem neuen Traum oder zu neuer, wundersamer Wirklichkeit erwacht war und er das eine vom anderen nicht mehr zu unterscheiden vermochte.

Auch Thea empfand ein Glück, wie sie es nie für möglich gehalten. Die doppelte Verwundung ihres Gatten, seine Tapferkeit, von der ihr der Oberst, als er zu einem kurzen Aufenthalt in Königsberg eintraf, voll warmen Rühmens erzählte, wob eine Krone um das einst so schlichte Haupt. Der Gedanke, daß jeder schnell enteilende Tag ihn dem Feinde, vielleicht dem Tode näher führte, machte ihn ihr lieb und groß und heldenhaft. Und auch ihr war, als lebte sie in einem Traum und Rausch.

Aber an einem blaßklaren Morgen stand sie an dem Zuge, der ihn ins Feld führte, indes sie nach Danzig zurückkehrte.

Und hier in der Stille ihres Daseins und der eintönig wiederkehrenden Pflichten geschah es, daß sie sich eines Tages auf der Frage ertappte: wie das später wohl einmal werden würde, wenn er wieder-

kehrte und in langer, lauer Friedenszeit, die vielleicht nicht mehr erheben und verklären würde, als ihr Mann an ihrer Seite leben, ihre Liebe und Zärtlichkeit fordern würde? Ob sie sie ihm dann geben würde, geben könnte? ...

Sie erschrak über dem Gedanken. Aber ihr Erschrecken verscheuchte ihn nicht. Sie war ein Weib und wollte bewundern können, wenn sie liebte, wie sie es einmal getan. Vielleicht hatte sie auch damals mehr bewundert als geliebt.

Ein großer Sieg war errungen. Klaus' Regiment war dabei. Er führte die Kompagnie. Danzig war stolz auf seine Fünfer. Und sie auf ihn.

Ein Brief von seinem Obersten. Ihr Vater brachte ihn ihr.

„Unserem Regiment war es vergönnt, an dem herrlichen Siege nördlich von Lowicz hervorragend mitzuwirken. Zwei Offiziere, Hauptmann Kunzendorf und Oberleutnant von Borcke, gaben hier Vorbilder von Tapferkeit, die der letztere mit seinem Tode besiegelte. Ein Held, siegte und fiel er."

Der Brief war ihren Händen entfallen. Lange saß sie und blickte in die Dämmerung, die mit leisen, scheuen Schritten durch ihre stille Stube schlich. Und über ihrem heißen Schmerz stieg ein Bild empor und schimmerte durch ihre Tränen, eines Helden Bild, das, jedem Alltag entrissen, unsterblich jetzt in ihrer Seele leben würde.

Das Stelldichein

„Zum alten Tauroggen wollen Sie? Es kann Ihr Ernst nicht sein!"

„Und weshalb nicht?"

„Weil bei dem noch nie ein Mensch länger als vier Wochen ausgehalten hat — und vollends ein so empfindsamer. Nun, ich sage: Auf Wiedersehen und voraussichtlich auf sehr baldiges!"

Es kam bereits der dritte, der mir dasselbe oder wenigstens sehr Ähnliches in Aussicht gestellt. Eines guten Rufes konnte sich der Inhaber des großen Hauses, an das ich verpflichtet war, nicht erfreuen. Aber ich hatte einmal zugesagt und wollte nicht zurückziehen, selbst wenn ich es noch vermocht hätte.

Es war nicht so schlimm, wie meine Bekannten es vorausgesagt. Der „Alte" befand sich im Bade, ich arbeitete unter seinem Gesellschafter, einem noch jugendlichen Manne von feinen Sitten und gewinnendem Wesen, und mit dem ersten Prokuristen, der sich bald freundschaftlich zu mir stellte, obwohl er mir weniger angenehm war als der Gesellschafter.

Eines Tages aber durcheilte die bei aller Arbeit stets von vornehmer Ruhe erfüllten Geschäftsräume die Kunde: „Der Alte ist zu Hause und kommt morgen ins Kontor!" Da konnten auch die durch kein Ereignis zu Erschütternden, deren Tauroggen & Ko. eine ganze Anzahl zählte, eine leise Unruhe nicht verbergen, so gerne sie es auch wollten.

„Herr Tauroggen wünscht Sie," empfing mich am nächsten Tage der Prokurist, und mir war, als umspielte ein leises, schwer zu deutendes Lächeln seine weichen, ausdruckslosen Lippen.

Ich kann nicht leugnen, daß mich ein wunderliches Gefühl bei dieser Mitteilung beschlich, nicht unähnlich jenem aus früheren Tagen,

wenn man in der Schule zum „Herrn Direktor" gerufen wurde und blitzschnell tausend Möglichkeiten durch Kopf und Herz brausten, die solchen Ruf veranlassen konnten. Ich weiß auch nicht mehr, welches der erste Eindruck war, den ich von diesem Manne empfing. Nur eins ist mir im Gedächtnis geblieben: daß alles an ihm so ganz anders war, als ich es mir vorgestellt hatte.

Vor allem war er durchaus nicht alt, wie ich ihn mir gedacht hatte, sondern ein Mann in den besten Jahren, hoch gewachsen, ganz sehnig und muskulös, mit langem Halse, der sich starr und eigenwillig aus dem hohen Kragen emporreckte, einem schmalen Gesichte mit buschigen Brauen über kühlen klaren Augen und ehernen, ein wenig robusten Zügen.

„Ich möchte Sie bitten, von morgen ab den Posten einzunehmen, für den ich Sie bestimmt habe," sagte er mit einer dünnen, aber sehr festen Stimme, die ganz zu seinem Gesicht und seiner Erscheinung paßte. „Sie lesen einen Teil der eingegangenen Briefe mit mir und erledigen nach Rücksprache die Antworten."

Es war eine Vertrauensstellung, die mir damit zugefallen war, dennoch erfüllte sie mich mit wenig Freude. Er schien es zu bemerken, bekümmerte sich aber nicht darum, schenkte mir überhaupt nicht die geringste Aufmerksamkeit weiter, sondern vertiefte sich in seine Arbeit, die er, in seinen Stuhl zurückgelehnt, die langen, dürren Beine weit von sich gestreckt, die nie ausgehende Zigarette in der überschlanken, sorgsam gepflegten Hand, zu verrichten pflegte.

Jeden Morgen saß ich nun mit Herrn Tauroggen in seinem von den übrigen Geschäftsräumen streng abgeschlossenen, niemandem zugänglichen Privatkontor, jeden Morgen las ich die Briefe, die er mir zuwies, entwarf nach seiner kurzen, kargen Weisung meine Antworten, die ich ihm wiederum bekanntgeben mußte, und an denen er sehr selten etwas verbesserte. Überhaupt konnte ich mich über eine schlechte Behandlung nicht beklagen, er behandelte mich eben gar nicht, sprach kaum ein Wort mit mir, jedenfalls nie ein überflüssiges oder gar persönliches, ich war für ihn nichts anderes als der Stuhl, auf dem er saß, oder die Feder, mit der er schrieb. Er kam genau zu derselben

Minute, blieb nur eine ganz bestimmte, knapp bemessene Frist, während der er sehr schnell und sehr scharf arbeitete, und verließ dann, wortlos, nur mit dem Kopfe leise nickend, das Zimmer, um sich in den Ratskeller zu einem Frühschoppen zu begeben, den er, meist allein, in einer dunklen Nische des altertümlichen Gebäudes einnahm.

Manchmal, wenn er mir, in stilles Nachdenken verloren, gegenübersaß, sprang eine schwere, dunkle Falte an der Nasenwurzel hervor und nistete sich zwischen den müden Augen fest, dann verstand ich, daß sie ihn den „alten" Tauroggen nannten.

Ich erhielt eine Einladung: „Herr und Frau Tauroggen ... zum einfachen Mittagessen am Sonntag." Sie versetzte mich in einiges Erstaunen. Einen Besuch hatte ich nicht gemacht, keiner aus dem Geschäft tat es. „Es wäre kaum erwünscht," hatte mir der Prokurist gesagt. Auch er verkehrte nicht im Hause.

In dem großen Empfangszimmer, in dessen Einrichtung sich eine ältere und jüngere Zeit wenig einträchtig begegneten, fiel mir ein Ölbild in die Augen, das die Liebe mehr als die Kunst gemalt hatte. Es stellte eine nicht mehr junge Frau mit weichen, gütigen Zügen und leise verschleiertem Blick dar, aus dem wiederum stille Güte sprach. „Wenn das Frau Tauroggen war, so mußte man sie liebgewinnen," ging es mir durch den Kopf — da stand ich einer jungen schlankgebauten Dame mit blauen, lustigen Augen und einem beinahe noch kindlich gerundeten Mund gegenüber und hörte, wie sie Herr Tauroggen einem älteren Paar, das mit mir zusammen eingetreten war, als seine Frau vorstellte. Ich erfuhr erst später, daß er zum zweiten Male verheiratet war.

Es war ein selten schöner Tag. Herr Tauroggen nahm zwar auch hier nicht die geringste Notiz von mir, aber seine Gattin machte mit feinem weiblichen Gefühl alles gut und zeichnete mich vor den übrigen Gästen in so liebenswürdiger Weise aus, war von so sprudelnder Fröhlichkeit und sah in dem leichten, weißen Kleide, das jede Bewegung ihres blühenden Körpers verriet, so entzückend aus, daß mir ihr Mann immer unverständlicher wurde, der, ohne auch nur einen

Blick für sie zu haben, mit seinem kalt verschlossenen Gesicht, in dem ich ab und zu ein leichtes Licht des Hohnes aufblitzen sah, am anderen Ende der Tafel saß.

Nur ein einziges Mal ging ein Schatten über das hübsche Antlitz der jungen Frau. Ich hatte sie gefragt, wen jenes Bild an der Wand darstelle. „Meines Mannes erste Gattin," antwortete sie, „und die Photographie dort nebenbei war ihr einziger Sohn, der gleich zum Beginn des Krieges als junger Husarenoffizier fiel ... er war ja nur mein Stiefkind, aber er war ein zu herziger, hübscher Junge! Wir überführten ihn, nun liegt er neben seiner Mutter."

Ich merkte sehr wohl, daß Herr Tauroggen diese Worte gehört hatte. Aber nicht die geringste Bewegung ging über seine ehernen Züge, die heute ein geradezu pergamentnes Aussehen hatten. Und sie hatte es eben selber gesagt: es war nur ihr Stiefkind. Aber sein eigener, einziger Sohn! Mir war der Mann nie angenehm gewesen, von dieser Stunde an fühlte ich etwas wie Haß und Widerwillen gegen ihn emporsteigen.

Und diese Empfindung wuchs, als ich ihn einige Tage später in einer Bar, die ich einem Freunde zuliebe besucht hatte, in Damengesellschaft traf. Eine solche Frau zu Hause haben — und dann hier in diesem Kreise sitzen — ich konnte mich nicht enthalten, meinem hohen Chef einen Blick zuzuwerfen, der ihm etwas Ähnliches sagte.

Ich dachte, er würde mich in derselben Sekunde stellen oder am nächsten Morgen aus seinem Geschäfte weisen. Aber er beachtete weder mich noch meinen empörten Blick. Und am nächsten Morgen gab er mir seine Anweisungen mit derselben kühlen Ruhe wie immer.

Jeden Abend, wenn die Dämmerung mit den ersten scheuen Schritten durch die Straßen kroch, stand der elegante kleine Halbwagen des Herrn Tauroggen vor unserem Geschäft. Er bestieg ihn stets allein; nur eine Schäferhündin, ohne die man ihn selten sah, begleitete ihn. In der Stadt nahm sie den Rücksitz ein, vor den Toren lief sie neben den beiden schönen Füchsen her, die den Wagen in feurigem Trabe zogen.

Niemand wußte zu sagen, wohin Herr Tauroggen in diesen Stunden fuhr. Und er selber schien darüber strenges Geheimnis walten zu lassen, denn er ließ den Kutscher bald hier-, bald dorthin lenken, gleichsam als wollte er jede Richtung und Spur verlöschen; auch verließ er den Wagen oft, um zu Fuß zu gehen. Eins aber brachte ich in Erfahrung, das meinen sofort aufgestiegenen Verdacht mit Sicherheit bestätigte: daß er nämlich jedesmal bei einem bestimmten Gärtner dicht vor der Stadt anhalten und sich einen Strauß mit zwei roten Rosen in den Wagen reichen ließ. Also ein Stelldichein! Der Prokurist, dem ich meine Vermutung mitteilte, zuckte die Achseln, als wollte er sagen: „Ja, was sollte es denn auch anders sein — bei einem Manne wie dem?!“ Ein heißer Grimm erfaßte mich, wenn ich an die liebreizende, ahnungslose Frau daheim dachte, die mich jetzt öfter des Sonntags in ihr Haus geladen und immer freundlich und gütig zu mir war.

Es war ein kühler, regnerischer Septemberabend. Durch die Straßen zogen feuchte Dünste, fallende Tropfen pochten auf das blanke Pflaster, unwirsch zauste der Wind an einem kleinen einsamen Baume herum, der sich schon ohnehin wenig behaglich zu fühlen schien.

Gerade als ich aus dem Geschäft kam, sah ich Herrn Tauroggen in seinen Halbwagen steigen. Da konnte ich der Versuchung nicht länger widerstehen.

Durch das nebelige Wetter geschützt, folgte ich, mich möglichst an die Häuser drückend, bis ich eine Elektrische traf, die zum Tor hinausfuhr.

Neben uns bewegte sich, von der Hündin begleitet, das Gefährt. Bald hatte es einen Vorsprung vor uns, dann überholten wir es wieder.

Aber als ich draußen abstieg, war es mir entschwunden. So lange ich auch in der großen Lindenallee umherstreifte, sorgsam nach allen Seiten spähend, ich konnte seiner nicht wieder gewahr werden.

Endlich vernahm ich ein leises Rollen. Es war bereits dem Ende der Allee zu, da, wo die Häuser der Villenvorstadt beginnen. Aber

dicht vor ihnen bog der Kutscher abwärts und hielt in einem kleinen Seitenweg, den ich bisher noch nie bemerkt hatte.

Ich sah, von den starken Linden verborgen, wie Tauroggen seinen Wagen verließ, langsamen Fußes, die beiden dunkelroten Rosen in der Hand, durch den Wind und Regen schritt, der jetzt stärker geworden war, und vor einem Friedhof haltmachte, durch dessen alte Bäume weiße Kreuze schimmerten. Jetzt öffnete er mit einem Schlüssel eine versteckte Pforte und trat an zwei Gräber, die inmitten hoher, dunkler Tannen gelegen waren.

Eine ganze Weile stand er stumm, in sich versunken. Dann strich die überschlanke weiße Hand weich und langsam über ihren Rasen dahin, entfernte ein paar welke Blätter, legte einen Kranz zurecht, den der Wind verweht hatte, und steckte schließlich auf jedes eine der beiden dunkelroten Rosen. Das alles tat er mit einer Sorgsamkeit und Zärtlichkeit, wie es keine weibliche Hand hätte besser tun können, und wenn die größte Liebe sie führte.

Auf dem Rückwege konnte ich nicht vermeiden, ihm zu begegnen. Ich weiß nicht, ob er mich gesehen hat. Denn sein Blick ging über mich hinweg, weit, weit hinweg, und über seinen Augen, die ich nie anders als kühl gesehen, schimmerte ein feuchter Flor.

Von dieser Stunde an wußte ich, wohin Herr Tauroggen jeden Abend in der Dämmerung fuhr, und von dieser Stunde an wurde mein Verhältnis zu ihm ein anderes.

Eine Flüchtlingstaufe

Der Fernrufer: Ob ich um die Mittagszeit in den „Reichshof" kommen könne. Eine Frau Möricke wünsche mich zu sprechen. Zimmer 45.

Ich hatte sowieso vor, in den „Reichshof" zu gehen. Verwandte waren dort auf ihrer Flucht aus Ostpreußen eingekehrt, ein alter Onkel mit seinem Bruder, sie wollten später weiter nach Berlin.

Eigentlich wunderte ich mich. Sie hatten den ersten schweren Einfall der Russen tapfer durchgehalten, hatten mehrere Male das Gut voller Feinde gehabt, waren stets gut dabei fortgekommen — und nun, wo die Gefahr doch lange nicht mehr so groß war —

„Ich will dir etwas sagen," klärte mich der jüngere Onkel auf. Er hieß mit Vornamen Max, hatte einen feingepflegten weißblonden Bart, rosig polierte Nägel, eine weichschimmernde, durchsichtige Haut und sah wie ein Fünfziger aus, obwohl er eben seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert hatte. Er schrieb es dem Umstande zu, daß er nie früher als nach dem Mittagessen die erste seiner acht Zigarren rauchte und nie anders als nach dem Abendessen seine Flasche Mosel trank. „Die Regelmäßigkeit ist es," pflegte er zu äußern. „Ich will dir etwas sagen," — es war seine stete Einleitung, bei sehr wichtigen Mitteilungen wiederholte er sie gern — „wer einmal den russischen Einfall mit durchgemacht, tut es nicht zum zweitenmal. Auch der Tapferste nicht. Damals blieben mehrere unserer Nachbarn, der Laukischker, der Mehlkaymer, der Pronitter, jetzt siehst du sie alle hier."

„Wie ist das zu erklären?"

„Sehr einfach. Das erstemal bleiben, ist Mut. Das zweite Versuchung. Wer einmal gut fortgekommen, soll Gott danken, aber ihn nicht auf die Probe stellen. Und dann — die Nerven! Einmal leisten

sie es, beim zweitenmal würden sie versagen. Es ist nicht ganz so einfach, sich mit den Herren zu Tisch zu setzen. Und meine Flasche Mosel ist mir auch immer besser bekommen, wenn ich sie allein trank. Oder meinst du, es ist so ganz leicht für einen alten Ostpreußen, auf ein ‚Hoch Rußland!' Bescheid zu geben?"

„Das hättest du getan?"

„Gewiß, ich hätte mich ja auch nach Sibirien transportieren lassen können, wenn du es lieber gesehen, wie der Koschbitter, der es einem Obersten an seiner Tafel verweigerte. Weil ich nicht noch einmal in die Lage kommen wollte, findest du mich hier."

Er bestellte eine Flasche Mosel. Das Außergewöhnliche rechtfertigte das Abweichen vom Grundsatz. Auf der Flucht hört alle Regelmäßigkeit auf.

Mein älterer Onkel — der Altersunterschied war nur sechs Jahre, er schien aber sechzehn — saß so ruhig und teilnahmlos auf seinem Stuhl, als befände er sich daheim auf seinem schönen altmodischen Korbsessel mit den geblümten Kissen in dem behaglichen Wohnzimmer Altstürckows. Und wie dort hatte er das einmal so ausdrucksvolle Haupt in die noch immer schöne, schlanke Hand mit den sprechenden blauen Adern gestützt, indes das graue erloschene Auge, in dem immer eine antwortlose Frage war, auf die weiße Tischdecke herunterträumte. Er erfaßte die Schwere der Lage nicht mehr ganz und schien zu meinen, daß er sich auf einer jener kleinen Reisen befand, die sein besorgter Bruder des öfteren zu seiner Erholung und Ablenkung mit ihm vornahm.

Und schon erzählte mir dieser eine sehr nette Geschichte. Sie waren mit Mühe und Not mit anderen Besitzern in einem Abteil vierter Klasse untergekommen. Eingekeilt saßen sie da in fürchterlicher Enge. Immer mehr kamen hinzu. Gedrückte Stimmung überall. Ein jeder mit seiner Not und Sorge beschäftigt. Langsam kroch der überfüllte Zug durch die Nacht, stundenlang. Da ertönte durch die ängstliche Stille mit einemmal die Stimme des Alten: „Hör' mal, Max. Wer dir diese Fahrt empfohlen hat, der hat sie sicher selber noch nicht gemacht." Niemand konnte

widerstehen. Selbst um den Mund des Traurigsten ging ein Lächeln.

„Aber nun wirst du zu Frau Möricke gehen müssen," meinte mein Onkel.

„Du kennst sie? Wer ist diese Frau Möricke?"

„Eine Besitzersfrau aus unserer nächsten Umgebung. Sie kauften Gerschauen, das früher dem alten Trenk gehörte, weißt du. Aber sie freuten sich ihres Glückes nicht lange. Kaum waren sie ein Jahr verheiratet, da brach der Krieg aus. Er mußte mit als Maschinengewehrabteilungsoffizier, sie hielt es unter den schwierigsten Verhältnissen so lange als möglich aus. Auf der Flucht gebar sie ihr erstes Kind."

Ich stand auf Zimmer 45. Auf mein Anklopfen ein leises Herein. Dann sah ich eine schlanke Gestalt mit großen dunklen Augen, in denen das Heimweh war. Sie schien eben von ihrem Liegestuhl aufgestanden, das Gehen fiel ihr noch schwer, auch ihre Sprache war müde.

„Ich bin Ihnen dankbar, Herr Pfarrer, daß Sie gekommen sind. Ich durfte noch nicht ausgehen. Aber ich weiß nicht, wie lange ich hier bleiben werde, und wollte Sie bitten, den Kleinen da zu taufen."

Sie wies auf einen Kinderwagen, der, dicht verhängt, in einer Nische des geräumigen Zimmers stand, und aus dem jetzt ein leises Wimmern klang.

„Auf der Flucht geboren, der arme Kerl! Der Vater im Kriege, die Mutter aus der Heimat getrieben. Wir hatten uns seine Taufe so ganz anders gedacht. ‚Wenn es ein Junge wird, dann soll Gerschauen ein Fest sehen, wie es bisher keins erlebt hat', sagte mein Mann. Unser schönes Gerschauen" — —. Die Tränen traten in ihr Auge. Es war ihr sichtlich unangenehm. Sie beherrschte sich.

„Wenn es Ihnen paßt, vielleicht übermorgen. Ganz im stillen natürlich. Der Wirt wird mir ein Zimmer unten zur Verfügung stellen. Ihr Herr Onkel will Patenstelle übernehmen, eine Schwester von mir, auch ein Flüchtling, der Mann ist dageblieben, wird zugegen sein. Die rechte Flüchtlingstaufe."

Sie sagte es mit einem schweren Lächeln. „Wenn wenigstens der Vater dabei wäre!“ Sie kämpfte aufs neue. Ich ging.

Am Vormittag des für die Taufe festgesetzten Tages saß ich in meinem Arbeitszimmer. Draußen rieselte der erste Schnee langsam zur Erde; eine feuchte Kälte war in der Luft und drang einem bis ins Innerste, selbst in der warmen Stube. Die rechte Novemberstimmung. Ich dachte an die da draußen in ihren Schützengräben. Wer dachte damals an etwas anderes!

Da kam ein weicher, elastischer Schritt die Treppe zu meinem Zimmer herauf, ein schwererer folgte.

„Sie, gnädige Frau? Wie ist es möglich?“

Wahrhaftig, sie war es. Frisch und jugendlich wie ein junges Mädchen im allerersten Lenze, die vorgestern noch so bleichen Wangen vom rosigen Hauch des Glücks umspielt, die heimwehträumenden Augen voll warmen, klaren Leuchtens. Als wäre die Sonne in mein dunkles Zimmer getreten.

„Mein Mann, Herr Pfarrer, mein Mann!“

Und nun tauchte hinter ihr die kernige, gedrungene Gestalt eines Offiziers in der grauen Felduniform auf, mit runden, leichtgebräunten Wangen, deutschen Augen und blondem, gestutztem Schnurrbart. Oberhalb der Stirn zog sich eine schwarze Binde über den eckigen Kopf.

„Eine Kleinigkeit, nicht der Rede wert. Ein Streifschuß aus der letzten Schlacht. Aber man schickte mich in das Lazarett. Da bat ich, auf kurze Zeit hierhergehen zu dürfen, und man war einverstanden.“

„So kam er gerade zu unserer Taufe.“

Der kleine Saal im Hotel „Reichshof“ war mit einigen Pflanzen bescheiden, aber würdig geschmückt, der Tauftisch mit feinem weißem Linnen und einem Kranze von Immergrün und wenigen Myrten gedeckt.

Herr Möricke empfing mich. Ob alles in Ordnung wäre? Ob ich

noch Wünsche hätte? Seine Frau und die Paten würden gleich zur Stelle sein. Und dann:

„Ich wollte Ihnen nur sagen, Herr Pfarrer, die kleine Schramme hier am Kopf war nicht der Grund, daß ich für einige Tage Urlaub nahm. Ich hätte sie verbinden lassen und weitergekämpft. Aber dicht hinter mir wurden drei meiner liebsten und tapfersten Leute von einer Granate zerrissen. Das gab mir einen Ruck. Es ging nicht weiter — beim allerbesten Willen nicht. Die Anforderungen, die dieser Krieg an Nerven und Gemüt stellt, sind noch härter als die körperlichen. Ich hatte etwas Ähnliches schon einmal durchgemacht: bei Tannenberg, als die Russen langsam in den Sümpfen des Masurischen Sees ertranken. Ihr Schreien höre ich heute noch — immer noch!"

Seine Frau trat ein, ein schlichtes weißes Kleid umfloß die blühende Gestalt, die glattgescheitelten Haare schmiegten sich um das bleiche ernste Antlitz wie die dunklen Blätter um eine Rose, die großen Augen waren ganz in si chgekehrt.

Man reichte ihr das Kind, und sie ließ sich mit ihm auf einen Sessel nieder. Nun kamen auch die wenigen Gäste, die der Taufe beiwohnen sollten, mein Onkel Max, jugendlichen Aussehens und ohne Fehl gekleidet, eine weiße Geranie im Knopfloch des neuen Überrocks. Mit ihm zugleich die Schwester der jungen Mutter, eine gesunde Blondine mit Vergißmeinnichtaugen, die aussahen, als blickten sie sonst recht sorglos und friedlich in die Welt. Heute aber war etwas Ruheloses, Unstetes in ihnen, wie es allen Flüchtlingen eigen, mit denen mein Amt mich zusammenführte.

Ich begann die heilige Handlung. Ruhig lag das Kind auf dem Schoß der Mutter, zärtlichen Blicks schaute diese auf die kleine Gestalt. Ein heiliges Glück war in ihrem Blick, zugleich etwas Ahnungsschweres, etwas in die dunkle Zukunft Träumendes. „Wie wird die Zeit sein, der du entgegengehst?" schien dieser Blick zu fragen, der sich höchstens einmal von ihrem Kind abwandte, um stiller Freude voll dem Manne zuzulächeln, der ihr heute so unvermutet vom Himmel geschenkt war. Ich mußte an die Madonna eines weniger bekannten

Meisters denken, die ich irgendwo in einer kleinen Kirche Italiens gesehen.

Siegfried wurde der Knabe genannt.

Ich habe sehr viele Taufen vollzogen, niemals habe ich den Segen mit einer solchen Inbrunst gesprochen wie über diesem Kind und seiner Mutter.

Aber auch den Vater griff ich in ihn ein. Er konnte ihn brauchen, denn er zog in den nächsten Tagen ja wieder in den Krieg, und wer wollte sagen, ob und wann er Frau und Kind wiedersehen würde!

Es war eine merkwürdige Taufe, und man konnte verstehen, daß die Bewegung bei aller tapferen Beherrschung stark war.

„So, meine lieben Freunde," sagte der junge Taufvater, „jetzt ist dem Ernst genug Rechnung getragen. Nun laßt uns froh sein die kurze Zeit, die wir uns noch haben. Wir taufen unseren Erstgeborenen, taufen ihn in so großer Zeit und geben ihm den Namen Siegfried. Der dünkt mich ein gutes Omen. Ich bin ruhig und voller Zuversicht. Wir haben den Feind so gründlich geschlagen, ich bin ja immer dabeigewesen, daß wir vorläufig nichts von ihm zu fürchten haben. Auch du, liebe Schwägerin, kannst guten Mutes sein. Deinem Manne und eurem schönen Gut wird nichts geschehen. Ich glaube, daß du in kürzester Zeit zu ihm zurückkehren kannst."

Es war wie ein kleiner Toast zur feierlichen Begrüßung seiner Gäste, denn wir hatten uns inzwischen an die runde, mit zarten Blumen geschmückte Tafel gesetzt und ergötzten uns an dem in dieser spartanischen Zeit seltenen Duft auserlesener Gerichte. Der Mosel, den man zum Karpfen reichte, mußte ihnen nicht nachstehen, die Augen von Onkel Max sagten es mir über den Tisch hinüber.

Er liebte es, zu reden, und ließ vor allem nie die Gelegenheit zu einer Tischrede vorübergehen; mein geistliches Vorrecht focht ihn wenig an, dafür war er ja mein Onkel.

Aber heute kam er nicht weit mit seinen wohlgesetzten Worten. Er hatte eben von den großen Siegen gesprochen, die unsere unvergleichlichen Truppen in Ostpreußen errungen, von dem entscheidenden Schlage, zu dem sie sich jetzt bei Lodz rüsten, als die Aufmerksamkeit

von ihm und seiner Rede fort auf eine erregte Stimme gerichtet wurde, die draußen vom Vorraume her in das Zimmer tönte. —

„Ja, du meine Güte, ist das nicht ...? Wahrhaftig ... Otto!" Die blonde Frau war von ihrem Platz emporgestürzt, einem hünenartigen Manne entgegen, der eben im Rahmen der Tür erschienen war. „Wo kommst du denn mit einmal her?"

Auch die anderen hatten sich vom Tische erhoben; meinem Onkel sah ich den Verdruß an, den ihm das heruntergewürgte Wort bereitete.

„Wo ich herkomme? Geflohen bin ich — schon seit drei Tagen! Meist auf dem Pferde. Eisenbahnen gingen nicht mehr."

„Geflohen?" fragten wir alle. Am meisten schien aber unser Gastgeber von diesen Worten getroffen. Er war völlig verändert.

„Also so weit ist es doch wieder gekommen, und ich ..." Er blickte eine Sekunde vor sich hin, dann ging er zu seiner Frau. „Morgen früh um fünf Uhr geht ein Militärzug. Mache alles bereit!"

„Morgen früh ...?" Ein starkes Leid bebte durch die zwei Worte.

„Ich kann nicht einen Augenblick länger bleiben; ich dachte, es stände anders. Sie haben so wenig Offiziere ..."

Sie widersprach nicht, sie kehrte auf ihren Platz zurück, wie es die anderen auch taten. Der Hüne erzählte von seiner Flucht, welche Anstrengungen und Strapazen er unterwegs durchgemacht; sie hörten alle nur mit halbem Ohr hin. Ich versuchte ein Gespräch mit meiner Nachbarin; sie vernahm nicht eine Silbe. Sie hörte etwas anderes: „Morgen früh!" Scheinbar antwortete sie mir. Aber nur ihre Lippen sprachen. Ihr Auge war unaufhörlich auf ihren Mann gerichtet. Ganz groß und starr. Er liebte es nicht, wenn sie weinte. „Es gehört nicht in diese Zeit," sagte er. Aber dann mit einmal ganz leise, ganz warm zu ihr hinüber: „Heute noch nicht, Liebste, heute noch nicht!"

Nun hatte er sich wieder ganz in der Gewalt. „Auf Ihr Wohl, Herr Pfarrer, und schönen Dank für Ihre Worte vorhin. — Wie? Sie trinken keinen Sekt?"

„In dieser Zeit nicht!"

„Hm … Es mag bei uns etwas anders sein. Wir sagen: Heute ist heute. Wer weiß, was morgen ist!"

Er trank stark und hastig — ein Glas nach dem anderen. „Meiner Frau werden Sie sich ein wenig annehmen, nicht wahr, Herr Pfarrer? Sie hat ein etwas weiches Gemüt. Ich wünschte, sie könnte auf unser Gut, in ihre Arbeit zurück. Aber wenn der da schon fliehen mußte … wieder fliehen …"

Er wurde unterbrochen; der Wirt war in das Zimmer getreten. „Verzeihen Sie die Störung, meine Herrschaften, aber ich bringe gute Kunde. Ein großer Sieg bei Lodz … 40000 Gefangene, 70 Geschütze, 160 Munitionswagen und viele Maschinengewehre … das sind die Meldungen."

Da leuchtete es hell auf in den Augen des Kriegers. Er erhob sich, klopfte an sein Glas und sagte:

„Siegfried haben Sie, Herr Pfarrer, eben meinen Sohn getauft. Das erste ist uns mit Gottes Hilfe eben geworden, das zweite wird uns werden. Nicht so bald. Es gilt noch manchen heißen Kampf, manch teures Herzblut. Aber wir wollen es freudig geben. Ein Flüchtling ist mein kleiner Junge. Wir sind berufen, ihm die Stätte zu bereiten, den Weg zu bahnen für die große, heilige Zeit, in die er hineinwächst. Mag ihm sein Name Omen werden: Sieg und Frieden für unser geliebtes Vaterland. Darauf ein Hurra, und, nicht wahr, Herr Pfarrer, darauf trinken Sie auch ein Glas Sekt?!"

83

RASTLOS·ROSTLOS